

ALLENSTEINER HEIMATBRIEF



Sommer 2016



ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948

Nr. 261

2016

Inhalt

Vorwort	3
Vor 550 Jahren - Der Thorner Frieden von 1466	4
Vor 500 Jahren - Nicolaus Copernicus wird Administrator in Allenstein	8
Kleine Geschichte Ostpreußens (Schluss)	10
Die Entwicklung der Menschheit	15
Ex ovo Orthopäde	16
21. Januar 1945 – Unsere Flucht aus Allenstein	18
Ruf der Heimat	26
Eine Sache wie das Impfen	27
Der alte Mann und der Frühling	30
Ach, trautster Mai!	31
Unser Dorf	32
Alt werden nur die anderen ...	34
Das außergewöhnliche Schicksal eines Altars	35
Der Bischof als Monteur	38
Impressionen vom Tag der Minderheiten 2015	39
Nach 50 Jahren rollt sie wieder - die Allensteiner Straßenbahn	49
Der Wiesenschnarrer	53
Ostpreußen-ABC	56
Unsere Autofahrten nach Münsterberg	58
Wilder Mohn	60
Ermländisches Brauchtum	61
Allensteins Waldbrücken	62
Die „Heimreise“	63
Das Mitleid der Vertriebenen	67
Broslatens Lieschen meldet sich	68

Corinths „kleiner Hahn“	69
Ostpreußische Geduld	69
Leserbriefe	70
Berichte aus Allenstein	71
Aus unserer Allensteiner Familie	74
Wir gratulieren	74
Wir gedenken	76
Verschiedenes	78
Programm 61. Jahrestreffen	78
Vorstand der Stadtgemeinschaft und Mitglieder der Stadtversammlung	79
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg	80
Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen	81
Hinweise der Redaktion	82
Vordruck für Anzeigen	83
Bücherecke	85
Angebote unserer Stadtgemeinschaft	87
Impressum	88

Titelbild:	Das Allensteiner Schloss
Vordere Innenseite:	Eingang zum Schloss und zum Museum von Ermland und Masuren
Hintere Innenseite:	Nicolaus Copernicus, Thorner Abbildung aus dem 17. Jahrhundert
Rückseite:	Kopernikus-Denkmal hinter dem Schloss Die Büste stand bis 1945 vor der Schlossbrücke (Fotos: C. Becker)

Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,
liebe Freunde unserer Heimatstadt,

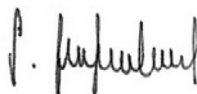
vor 25 Jahren, am 17. Juni 1991, unterzeichneten Bundeskanzler Kohl und der polnische Ministerpräsident Bielecki sowie die beiden Außenminister Genscher und Skubiszewski den deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag oder im vollen Wortlaut: „Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit.“ Damit wurde die Voraussetzung geschaffen, dass unsere in der Heimat verbliebenen Landsleute sich zu ihrer Herkunft bekennen, ihre Muttersprache wieder sprechen und Vereine gründen konnten, um die Kultur ihrer Vorfahren zu pflegen und ihren Kindern und Enkeln nahezubringen.

Damit trat auch für unsere Stadtgemeinschaft neben die Verpflichtung, den Zusammenhalt der geflüchteten und vertriebenen Allensteiner zu fördern, die Aufgabe, die Landsleute in der Heimat zu unterstützen. Das Haus Kopernikus in Allenstein, Sitz der deutschen Minderheit, das wir dank der Spenden der Allensteiner, Zuwendungen von anderer Seite und der großzügigen Hilfe des Freistaates Bayern realisieren konnten, ist ein herausragendes Beispiel für die Unterstützung der deutschen Volksgruppe in Polen.

Die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit feiert in diesem Jahr ebenfalls ihr 25-jähriges Bestehen. Wir gratulieren ganz herzlich zu diesem Jubiläum und zu vielen Jahren erfolgreicher Arbeit. Das Ansehen, das sich die AGDM erworben hat, ist eine solide Grundlage für ihre zukünftige Tätigkeit. Wir werden sie weiterhin nach besten Kräften unterstützen.

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich eine schöne und erholsame Sommerzeit und freue mich auf ein Wiedersehen im September bei unserem 61. Jahrestreffen in Gelsenkirchen.

Ihr



Gottfried Hufenbach

Vor 550 Jahren - Der Thorner Frieden von 1466

Von Fritz Gause

Das Ordensland Preußen war einer der seltsamsten und großartigsten Staaten, die Menschengestalt jemals hervorgebracht hat, kirchlich und weltlich zugleich, ritterlich und bürgerlich, deutsch und europäisch. Er war seiner Zeit verhaftet und hat Werte geschaffen, die die Jahrhunderte überdauern haben, er war in vielen Dingen ein Typus und doch mit keinem anderen Staat vergleichbar, ein Gebilde eigener Art.

Der Ordensstaat befand sich in der Blüte seiner politischen, militärischen und wirtschaftlichen Macht und in voller Entfaltung der ihm eigentümlichen Kultur, als ihn die Katastrophe von Tannenberg traf. Ihre Voraussetzung war eine Änderung der politischen Lage in Ostmitteleuropa. Das heidnische Litauen war nie ein leicht zu nehmender Gegner gewesen, und es ist falsch, die Kriegsfahrten gegen dieses Land als einen ritterlichen Sport anzusehen, der viele Ehren, aber keine Gefahren brachte. Gewiss waren diese „Reisen“ der letzte Ausläufer der Kreuzzugsbewegung und insofern die Entartung einer großen Idee, aber die mit großer Kraft geführten Einfälle der Litauer nach Preußen trafen das Land schwer.

Der Orden befand sich in einer gefährlichen Lage. Seine beiden Schutzherren, Kaiser und Papst, waren zu jeder Hilfe unfähig, das Papsttum insbesondere durch das Schisma geschwächt. Die alten Freunde Brandenburg und Böhmen befanden sich in einem Zustand heilloser Zerrüttung. Auf Zuzug von Kreuzfahrern war nicht mehr zu

rechnen. Es blieben also die Landesaufgebote und die kostspielige Werbung von Söldnern. Auf politischer Seite stand das große Aufgebot der Völker des Ostens, Polen und Litauer, Ukrainer, Weißrussen und Tataren, also römische und griechische Christen und Heiden. Die deutschen Städte Polens ermöglichten mit ihrem Geld dazu die Werbung von Söldnern. Am 15. Juli 1410 erlag das Ordensheer, nachdem es den Sieg schon erungen zu haben glaubte, der Übermacht in der Schicksalsschlacht bei Tannenberg, einer der größten und der folgenschwersten Schlachten des Mittelalters. Dieser Umstand hat Historiker und Politiker beider Seiten dazu verführt, die Schlacht mit einem nationalen Mythos zu bekleiden. Den Sieg Hindenburgs über die Russen im August 1914 zu feiern, hatten wir allen Anlass, da er Ostpreußen gerettet hat, aber die Schlacht nach dem Orte Tannenberg zu benennen, um den gar nicht gekämpft worden ist, war eine historisch unhaltbare Verbindung zwischen den beiden Schlachten, als wenn 1914 eine späte Rache für 1410 gewesen sei. Die Schlacht war kein Kampf zwischen Völkern oder gar zwischen Rassen, sondern zwischen zwei Staaten, die politische Gegner waren, aber derselben Kirche und demselben Kulturkreis angehörten. Bedrückender als die Niederlage selbst, schlimmer noch als der Tod des Hochmeisters und der Blüte der Ritterschaft, war die durch sie enthüllte Schwäche des anscheinend so fest gefügten Ordensstaates. Sie

wurde offenkundig durch den Verrat der Kulmer Landesritter am Ende der Schlacht und vollends durch den beschämend plötzlichen Abfall des Landes, der Bischöfe, Städte und Adligen, von der Ordensherrschaft. Der kühne Entschluss des Schwetzer Komturs Heinrich von Plauen rettete zwar die Marienburg, das Herz des Staates, und damit auch den Staat selbst, aber auch der glimpfliche Erste Thorner Frieden konnte die innere Brüchigkeit dieses Staates nicht verdecken.

Der Orden war fähig gewesen, das Land zu erobern. Er hatte es auch besiedeln und aus ihm einen Staat formen können, aber er konnte diesen Staat auf die Dauer nicht halten, da in der Folge der Generationen aus dem Lande selbst Kräfte erwachsen, die zur Mitverantwortung drängten. Die Bewohner des Ordensstaates fühlten sich als Eingesessene, als Preußen, und sahen die Ordensherren als Landfremde an. Der Orden wiederum hätte seinem inneren Gesetz treu werden müssen, wenn er die Landstände, Adel und Städte, zur Mitregierung zugelassen hätte. Er konnte sich nicht aus dem Lande ergänzen, sondern nur aus seinen Balleien in Deutschland. So konnte er keine ihm und den Preußen gemeinsame Staatsidee finden. Der Versuch des Hochmeisters Heinrich von Plauen, einen Mittelweg zu gehen, schlug fehl und wurde von seinen Gegnern verhindert. Der Retter des Staates wurde gestürzt und ins Gefängnis geworfen und durfte sein Leben als Pfleger der Burg Lochstädt beschließen. Die in Preußen schwelende Unzufriedenheit wurde verstärkt durch die Geldnot des Ordens, die erstmals die Erhebung von

Steuern notwendig machte, und durch äußere Schwierigkeiten, Klagen der Polen auf dem Konstanzer Konzil und einen neuen Krieg. Dieser endete 1422 mit dem Frieden am Melnosee, in dem die Grenze gegen Litauen festgelegt wurde, nachdem die Südgrenze gegen Polen schon 1343 gezogen worden war. Beide haben bis 1919 bzw. 1945 bestanden und gehören zu den dauerhaftesten Grenzen Europas.

Weitere Unruhen brachten die Hussiten, die in einem Streifzug bis vor die Tore von Danzig vorstießen. Zerbrochen ist der Ordensstaat aber nicht von außen her, sondern von innen, durch einen Aufstand. Die Untertanen des Ordens waren über alle Unterschiede der Herkunft, der Sprache und des Standes hinweg zu einem deutschen Neustamm zusammengewachsen und hatten ein preußisches Stammesbewusstsein und Selbstgefühl entwickelt, von dem die Ordensritter sich ausgeschlossen sahen und zu dem sie keinen Zugang finden konnten. Zugleich bildete diese neue Gemeinschaft in sich die Formen ständischer Gesellschaftsordnung aus, die sich in dieser Zeit im ganzen Abendland auszubreiten begann. Auch die jungen, aus Deutschland kommenden Ordensritter brachten diese Ideen nach Preußen mit, aber innerhalb des Ordens wirkten sie zersetzend, da sie dem Grundgedanken der mönchisch-ritterlichen Korporation widersprachen.

In der Bevölkerung schuf jedoch der ständische Gedanke allmählich eine neue Ordnung, die sich auch im politischen Leben auswirkte. Man kann über die Vorzüge und Nachteile des Ständewesens sehr verschiedener

Meinung sein, aber es lässt sich nicht bestreiten, dass eine neue Ordnung im Werden war. Überall im Abendland konnte sie sich im Streit, aber schließlich doch im Einvernehmen mit der Landesherrschaft durchsetzen. Nur im Ordensstaat war das nicht möglich. Hier bedeutete sie einen so radikalen Bruch mit der Vergangenheit, dass sie die Landesherrschaft durch eine Revolution beseitigen musste, wenn sie sich Geltung verschaffen wollte. Das war eine Tragik für beide Parteien. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, diese Entwicklung zu hemmen und zu einem Ausgleich zu kommen, aber die Versuche mussten scheitern.

Der Preußische Bund, zu dem sich 1440 ein Teil des Adels und mehrere Städte unter der Führung von Thorn zusammenschlossen, war anfangs nicht gegen den Orden gerichtet, aber er proklamierte das Recht des Widerstandes der Untertanen gegen den Landesherrn. So trieb die Entwicklung dem Bruch zu, beschleunigt durch Fehler von beiden Seiten und dadurch, dass Kaiser und Papst den Bund als ungesetzlich erklärten, aber nicht die Macht hatten, ihrer Entscheidung Geltung zu verschaffen. Mit dem offenen Aufstand von 1454 begann ein dreizehnjähriger zermürender Krieg, der sich in sinnlose Kämpfe der Söldnerführer gegeneinander auflöste und das Land ins Chaos stürzte. Bei Konitz errang zwar der Orden einen großen Sieg in offener Schlacht, aber er verlor fast alle Städte und Burgen. Die großen Burgen in Thorn, Elbing und Danzig – die Stadt hatte sich nach längerem Zögern dem Aufstand angeschlossen – trugen die Bürger ab, da sie in ihnen Zwingburgen gegen ihre

städtische Freiheit sahen und verhindern wollten, dass sie zu Zwingburgen eines neuen Landesherrn wurden. Der Burg Königsberg blieb dieses Schicksal nur dadurch erspart, dass die ordensfreundliche Handwerkerschaft sich gegen die Bündner empörte und die Stadt dem Orden wieder zuführte. Die Marienburg wurde von den Söldnern dem Polenkönig übergeben, da der Orden ihnen den Sold nicht mehr zahlen konnte. So blieb sie als Bauwerk erhalten. Der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen musste unter unrühmlichen Umständen die Burg verlassen und kam auf Schleichwegen nach Königsberg, das somit 1457 Residenz der Hochmeister wurde. Die Stadt Marienburg wurde von den Bürgern unter der Führung des Bürgermeisters Bartholomäus Blume verteidigt, musste sich aber 1460 den Danzigern, die die Stadt belagerten, ergeben.

Schon vor Ausbruch des Kampfes hatte sich der Bund an den Polenkönig Kasimir gewandt und ihn um die Übernahme der Schutzherrschaft gebeten, und dieser hatte unter Bruch des Friedens vom Melnosee im sogenannten Korporationsprivileg 1454 durch einen einseitigen Akt ganz Preußen der Krone Polen eingegliedert. An den Kämpfen und Lasten des Krieges beteiligte sich Polen wenig, aber es war der lachende Dritte, als die allgemeine Erschöpfung 1466 zum Zweiten Thorner Frieden führte. Der Schritt der Bündner hat zu der Missdeutung Anlass gegeben, dass die Preußen sich damit zum Polentum bekannt hätten. Davon kann keine Rede sein. Da eine ständische Republik damals undenkbar war, mussten sie, wenn sie die Ordensherrschaft

nicht mehr anerkannten, einen neuen Herrn suchen, und sie fanden ihn, nachdem Anfragen bei andern nicht zum Erfolg geführt hatten, im Polenkönig. Sie wollten damit keineswegs eine polnische Provinz werden und wurden es auch nicht, sondern ein autonomes Land, das mit dem polnischen Staat nur durch eine Personalunion verbunden war. Im Thorner Frieden erreichten sie dieses Ziel nicht vollständig, vielmehr wurde Preußen geteilt. Der westliche Teil, das Kulmerland, Pommerellen und die Gebiete Christburg, Marienburg, Stuhm und Elbing, sowie das Bistum Ermland wurden autonome Gebiete der Krone Polen. Der Rest blieb unter der Herrschaft des Ordens, doch musste der jeweilige Hochmeister dem König einen Treueid schwören. Das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit des jetzt auch vom Römischen Reich gelösten Preußenlandes erlosch aber nicht. Beide Teile hießen weiterhin Preußen, nur wurde der westliche Teil als Preußen königlichen Anteils oder Polnisch-Preußen bezeichnet, was nur die politische Ordnung betraf und nicht etwa das Volkstum. Eine in Privilegien fixierte Sonderstellung nahm Danzig ein. Es wurde ein Freistaat im Verband der Krone Polen mit weitgehenden Sonderrechten. In geringerem Maße behaupteten Thorn und Elbing mit ihrer deutschen Bürgerschaft eine der Stadtrepublik ähnliche Stellung in Polen. Königsberg, die vierte große Stadt Preußens, ging dagegen den Weg zur Residenz und Landeshauptstadt.

Der Orden versuchte in dem ihm verbliebenen Rest-Preußen mit den bewährten Methoden des Landesausbaus die Verluste wettzumachen, die er erlitten hatte. Da deutsche Einwanderer ausblieben, ließ er Polen aus Masovien und Litauer in das Land und fing mit ihnen die Wildnis zu besiedeln an. Die ersten kamen als politische Flüchtlinge, andere suchten in Preußen Asyl, weil sie in ihrer Heimat ihren Gutsherren leibeigen waren und in Preußen größere Freiheit genossen. Damit beginnt die Geschichte der Masuren und der sogenannten preußischen Litauer. Sie waren nicht Vortrupps nationalistischer Gesinnung, sondern Menschen, die die Freiheit in Preußen der Unfreiheit in ihrer Heimat vorzogen und sich gern in die Ordnung des Staates fügten, dem sie jetzt angehörten. Deshalb hatte der Orden – und auch später die Herzöge – keine Bedenken, diesen fremdsprachigen Untertanen das Land zu öffnen. Wenn Ostpreußen in der Folgezeit viersprachig wurde, deutsch, prussisch, polnisch-masurisch und litauisch, so hat es doch nationale Gegensätze oder gar Unruhen nie gegeben. Alle Bewohner des Preußenlandes wurden zu Preußen, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft und Haussprache.

Man soll die Arbeit, die der Orden nach dem Zweiten Thorner Frieden geleistet hat, nicht gering veranschlagen. Die Minderung an politischer Macht konnte durch sie aber nicht ausgeglichen werden. Im letzten halben Jahrhundert seines Bestehens war der Orden nur noch ein Schatten seiner früheren Größe.

Aus: Geschichte des Preußenlandes

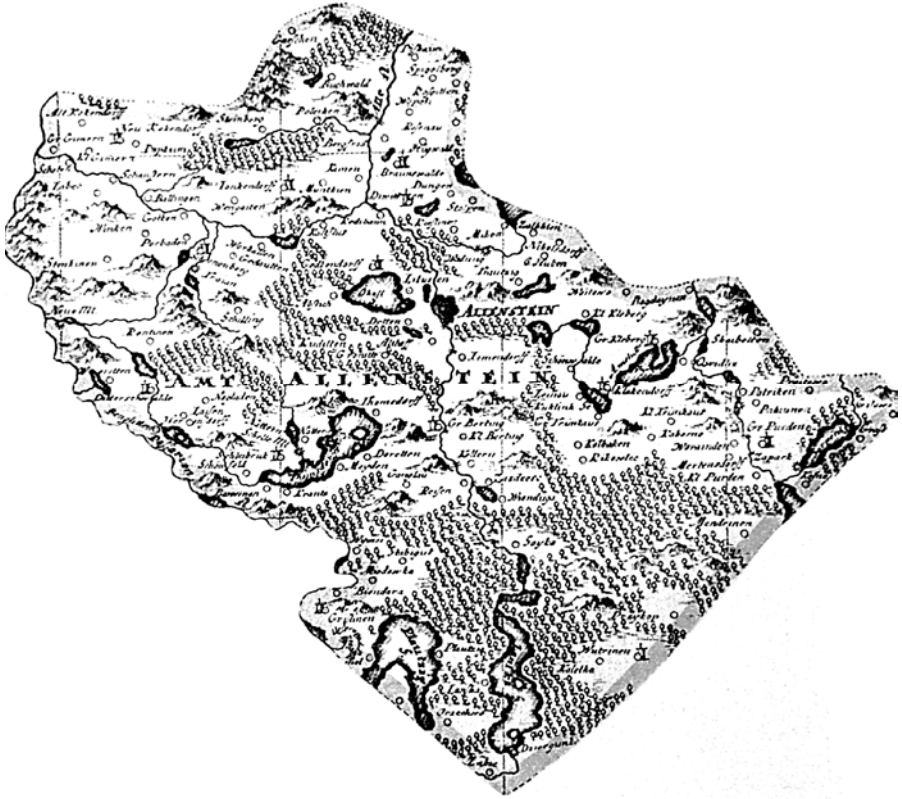
Vor 500 Jahren - Nicolaus Copernicus wird Administrator in Allenstein

Das wichtigste Amt, das das Frauenburger Domkapitel überhaupt zu vergeben hatte, war das des Landpropstes der kapitularischen Kammerämter Allenstein und Mehlsack. Von 1516 bis 1519 und nach kurzer Zwischenzeit noch einmal in den Kriegsjahren 1520 und 1521 hat Nicolaus Copernicus dieses Amt innegehabt und von der festen Burg Allenstein aus die mit diesem Amt verbundenen landesherrlichen Funktionen ausgeübt. Sein Pflichtenkreis als Landpropst war recht vielseitig. Zunächst unterstanden ihm sämtliche Beamten seiner Verwaltungsbezirke, also beispielsweise die Burggrafen von Allenstein und Mehlsack, die Scheffler, Forst- und Fischmeister der kapitularischen Burgen und die Bürgermeister der Städte. Er führte die Oberaufsicht über die Tafelgüter des Kapitels (das waren die von der Landesherrschaft eingerichteten bäuerlichen Wirtschaftsbetriebe, die den Lebensmittelbedarf des Tisches der Burgbewohner zu decken hatten) sowie über die Kapitelsburgen zu Allenstein und Mehlsack. Für die militärische Ausrüstung und Verproviantierung der Burgen war er ebenso verantwortlich wie für ihre bauliche Unterhaltung. Bei Ablauf seiner Amtszeit hatte er dem Kapitel darüber einen Rechenschaftsbericht zu erstatten. Sodann war er in seinem Verwaltungsbereich auch der oberste Gerichtsherr. An ihn gingen Berufungen von den Stadt- und Schulzengerichten. Allerdings übte er bei Todesurteilen nicht die sogenannte Blutgerichtsbarkeit aus. In diesem Fall

stand das Urteil dem höchsten weltlichen Beamten des Domkapitels zu, dem Kapitelsvogt. Ferner hatte der Landpropst den richtigen Eingang aller kapitularischen Einkünfte, insbesondere der Grundsteuern und Naturalabgaben der Untertanen zu überwachen. Dabei konnte er nach eigenem Gutdünken tätig werden. Für die gesamte Rechnungsführung war er dem Domkapitel verantwortlich und hatte ihm jährlich über Einnahmen und Ausgaben schriftliche Rechnung zu legen. Schließlich gehörte zu seinem Pflichtenkreis auch die landesherrliche Aufsicht über den ländlichen Grundbesitz. Damals waren nämlich sämtliche Besitzveränderungen, also Verkauf und Tausch von Grundstücken, nur mit Zustimmung des Landpropstes rechtsgültig. Kam ein Bauer dauernd seinen Verpflichtungen gegenüber der Landesherrschaft nicht nach, so konnte der Landpropst ihn von einem Hof entfernen und das Gehöft einem tüchtigeren Mann übereignen. War ein Bauer bei Nacht und Nebel von seinem Hof weggelaufen, so spürten Kapitelsbeamte ihm nach, um ihn wieder auf sein Gehöft zurückzubringen. War er aber über die Grenze des Hochstifts entkommen, so hatte der Landpropst für schleunige Wiederbesetzung der „wüstliegenden“ Hufen zu sorgen. Dabei konnte er dem neuen Besitzer neben der üblichen Abgabefreiheit für mehrere Jahre auch noch eine Unterstützung an Geld, Vieh oder Saatgetreide zukommen lassen. Jedes landwirtschaftliche Grundstück sollte eben von einem

tüchtigen Bauern bearbeitet werden; es sollte sich, wie man damals sagte, „in wählender Hand“ befinden. Unbebautes Land schmälerte nämlich die Einkünfte der Landesherrschaft. Nicolaus Copernicus hat höchst eigenhändig das Register über die Neuvergebung von Hufen geführt. Über

70 solcher Eintragungen sind von seiner Hand erhalten geblieben. Wie stolz können heute die Brosches aus Micken, die Noskes aus Neu-Schöneberg, die Tolksdorfs aus Steinbotten oder die Bruns aus Layß sein, der große Astronom hat ihre Vorfahren einst dort angesiedelt.



*Das Kammeramt Allenstein aus der Ermlandkarte von Endersch von 1755.
Das südliche Ermland mit Kirhdörfern, Dörfern und Gütern.*

Kleine Geschichte Ostpreußens (Schluss)

Von Friedrich Daum



Der Ordensstaat, diese großartige Schöpfung von Rittermönchen, war untergegangen. Land und Leute aber lebten weiter, wenn auch politisch getrennt im Herzoglichen Preußen, im Königlichen Preußen, und im Freistaat Danzig.

Die beiden anderen freien Städte, Thorn und Elbing, waren infolge ihrer Ostsee abgelegenen Lage nicht reich und mächtig genug, um ihre vom polnischen König zugesicherten Inkorporationsprivilegien aufrechterhalten zu können. Nach langjährigen Reibereien wurden auf dem Lubliner Reichstag (1569) fast alle Sonderrechte sowohl für diese beiden Städte als auch für Pommern (das spätere Westpreußen) und das Ermland aufgehoben, so dass man zurecht – im Gegensatz zu dem

herzoglichen – von dem königlichen Preußen spricht.

Der deutschsprachigen Bevölkerung gelang es jedoch, ihr lutherisches Glaubensbekenntnis durchzusetzen, und da in Polen der Augsburger Religionsfriede keine Geltung hatte, blieb dieses Westpreußen nicht nur zweisprachig, sondern auch zwei-religiös: die einen deutsch und evangelisch, die anderen polnisch und katholisch. Nur im Ermland war es anders. Hier konnte der Bischof die Reformation verhindern und so blieb dieses rein deutschsprachige Gebiet bis in unsere Tage katholisch. Im Zeitalter der Gegenreformation versuchte der Bischof, seine jenseits der ermländischen Grenzen lebenden Gläubigen zu betreuen und Abtrünnige zu rekatholisieren. Ge-

nau auf der Grenze baute man die sehenswerte, aber sonst gar nicht ins nüchterne Preußenland passende Barockkirche Heiligenlinde.

Glück und neuen Wohlstand hat die polnische Herrschaft dem westlichen Preußenland nicht gebracht. Schon bald, im Jahre 1572, starben die Jagellonen aus und nach einem französischen Zwischenspiel der Valois stritten sich die schwedischen Wasa um die polnische Krone: 1600-1629 schwedisch-polnischer Kronstreit. 1655-1660 schwedisch-polnischer Krieg und 1700-1721 Nordischer Krieg.

Auch die beiden sächsischen Könige, August II. (der Starke) und August III., befriedigten mehr ihre Eitelkeit und füllten die Taschen und den Grundbesitz des Hochadels, als dass sie der Bevölkerung nützten. Der letzte Herrscher Polens, Stanislaus Poniatowski, ein ausgedienter Liebhaber der russischen Zarin Katharina, erwies sich als Spielball aller, zu wenig aber erfüllte er die russischen Wünsche. Damit gab er den Anstoß zur Aufteilung des polnischen Staates.

Ganz anders verlief die Geschichte der Stadt Danzig. Amerika war inzwischen entdeckt und orientierte den Handel neu. Auch die Schiffe waren größer und seetüchtiger geworden. Nun brauchte man nicht in Lübeck/Hamburg umzuladen, sondern segelte durch Belt und Sund nach England, Flandern und Frankreich, um selber und vollen Umfangs am Handel zu verdienen. Danzig wurde zur „Königin der Ostsee“.

Dank ihres Reichtums konnte die Stadt neben der wehrpflichtigen Bürgerschaft noch eigene Söldnertruppen unterhalten und sich mit uneinnehmbaren Befestigungsanlagen

umgeben. Mehrfach wurden sie von Polen, Schweden, Russen berannt, Erfolg hatte keiner; selbst der Lehns Herr, der polnische König, musste, wenn er die Stadt besuchte, seine Soldaten draußen lassen. Die Stadt führte zwar die polnische Krone in ihrem Wappen, wahrte aber ihre volle politische, wirtschaftliche und kulturelle Selbstständigkeit.

Innerstädtisch hat es vielfach soziale Spannungen gegeben, die sich auch in offenem Aufruhr entluden, doch zu einschneidenden Revolutionen ist es nie gekommen. Die Stadt verstand es, sich aus den vielen Kriegen herauszuhalten und die inneren Unruhen so weit zu glätten, dass Handel und Gewerbe nicht litten. Den sichtbarsten Beweis einer solchen Entwicklung zeigen die vielen Prachtbauten. Sie sind nicht zu beschreiben, sie muss man besichtigen.

Während der Reformation hatten auch die Danziger Bürger den lutherischen Glauben angenommen und bewahrten ihn und ihr Deutschtum bis zum Jahr der Vertreibung 1945. Der Anteil der fremdsprachigen Bewohner (Polen, Schweden, Engländer u. ä.) betrug weniger als 5 Prozent.

Wiederum anders verlief die Geschichte im herzoglichen Preußen, wo der selbst ernannte Herzog Albrecht von Brandenburg-Ansbach regierte. Nach seinem blamablen Reiterkrieg hatte er wohl eingesehen, dass man friedlich und verträglich weiterkommt und erreichte bei seinem Onkel, dem Polenkönig, dass die Beschlüsse des Lubliner Vertrages nicht für sein Lehen zum Zuge kamen. Ähnlich wie Danzig nahm er die polnische Königskrone und das S (=Sigismund) in sein Wappen, konnte aber sein Herzogtum

selbstständig verwalten. So führte er die von seinem Vorgänger begonnenen Reformen konsequent fort und, um Nachwuchs für seine Beamten, Richter, Pastoren, Ärzte und Lehrer zu sichern, gründete er die Königsberger Universität, die Albertina.

Ihm folgte sein Sohn Albrecht Friedrich (1568-1619). Er war geisteskrank. Nur seine Frau und seine drei Töchter haben Geschichte gemacht. Man hatte ihn mit Marie-Eleonore von Kleve verheiratet. Die Krankheit ihres Zukünftigen hatte man ihr verheimlicht. Da ihr Bruder (ebenfalls geisteskrank) kinderlos starb, kam es zum Jülich-Klevischen Erbfolgekrieg (1609-1614), an dessen Ende der Besitz geteilt wurde. Marie-Eleonore erbte das Herzogtum Kleve sowie die Grafschaften Mark und Ravensberg und brachte diese reichen Herrschaften aus der entgegengesetzten Ecke Deutschlands in den herzoglich-preußischen Besitz. Die andere Hälfte, Jülich und Berg, erbte ihre Schwester, die einen Wittelsbacher geheiratet hatte.

Aus der Ehe von Albrecht Friedrich und dieser Marie-Eleonore entstammten drei Töchter, Anna (1576-1626), Eleonore (1578-1609) und Maria, aber keine Söhne. Erwartungsgemäß hätte es um diese drei Erbtöchter einen noch größeren Streit geben müssen. Doch es kam anders. Die Brandenburger Hohenzollern regelten das innerhalb der Familie. Der junge Kurprinz Johann Sigismund heiratete die ältere Schwester Anna, und zur Sicherheit freite der frisch verwitwete Vater, der Kurfürst Joachim Friedrich, noch die mittlere Schwester Eleonore, während die jüngste, Maria, dem Vetter Christian unter die Haube ging.

Nun war der Schwiegervater sein eigener Schwager, die Schwester ihre eigene Schwägerin.

Wichtiger als dieses Wortspiel war aber dies: Nach dem Tod des geisteschwachen Herzogs von Preußen erbte der Kurfürst von Brandenburg zu seinen Erbländen Alt-, Mittel-Neumark, Uckermark und Priegnitz noch das herzogliche Preußen weit im Osten und Kleve-Mark-Ravensberg weit im Westen. Das geschah im Jahre 1618.

Bleibt nur noch nachzutragen, was denn der Lehnsherr, der polnische König, zu diesem Geschäft zu sagen hatte. Nun, der brauchte wieder einmal Geld und Soldaten. Damit wurde fleißig ausgeholfen und obendrein erfüllte man noch seinen Herzenswunsch. Gegen den Willen der Bürger baute der Preußenherzog in Königsberg eine katholische Kirche (1616).

Großen Nutzen aus dieser Neuerwerbung sollte der brandenburgische Kurfürst nicht ziehen. Denn im gleichen Jahr entbrannte der 30-jährige Krieg, der ganz Deutschland schwerste Verwüstungen brachte. So zog sich Kurfürst Georg Wilhelm, der Sohn des obigen Johann Sigismund und der Anna nach Königsberg zurück und wartete auf seinen Tod. In der Tat verschonte der 30-jährige Krieg den Osten und man lebte dort nach der Devise: Wenn andere streiten, machen wir gute Geschäfte. Die schmucken Bürgerbauten zeugten noch bis zur Zerstörung Königsbergs im Jahre 1945 von dem guten Geschäftsgang dieser Zeit.

Erst der Sohn von Georg Wilhelm, der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, mischte wieder aktiv in der großen Politik mit und erreichte, dass nicht nur beim Westfälischen Friedensschluss

ganz Hinterpommern und die reichen Bistümer Magdeburg/Halberstadt seinem Brandenburg zugesprochen wurden, sondern dass 12 Jahre später auch die Lehnsobrigkeit des polnischen bzw. schwedischen Königs über das herzogliche Preußen abgeschüttelt werden konnte.

Zu letzterem nutzte der Kurfürst, der von seiner antikaiserlich-protestantischen Parteinahme noch französische Subsidien Gelder übrigbehalten und sich damit ein erstes stehendes Heer geschaffen hatte, den schwedisch-polnischen Krieg. Er kündigte dem Polenkönig den Lehnsleid und unterstellte sein Preußenland dem Schwedenkönig. Als dann beide Parteien erschöpft waren und den Frieden von Oliva (1660) schließen mussten, ließ er sich von beiden Seiten, von Polen und Schweden, die volle Souveränität Preußens zusichern. Damit war das herzogliche Preußen von der lockeren polnischen Lehnsuntertänigkeit in eine neue brandenburgische Herrschaft geraten. Denn sogleich begann der Große Kurfürst dem Land seinen Willen aufzuzwingen, was Ständen und Adel keineswegs behagte.

Besonders letzterer hatte das regierungsschwache Jahrhundert nutzen können, durch Bauernlegen und Soldtätigkeit in vornehmlich polnischen Diensten seinen Grundbesitz zu mehren. Als ein Adelsvertreter, Christian Ludwig von Kalkstein, gegen die ungewohnten Steuererhebungen beim Polenkönig in Warschau Beschwerde führte, ließ der neue Kurfürst den Opponenten dort im Ausland festnehmen und in Memel hinrichten. Etwas glimpflicher erging es dem Sprecher der Stände, dem Kneiphöfischen Schöppenmeister

Hieronymus Roth. Er hatte lauthals den Frieden von Oliva für ungültig erklärt und den polnischen König um Hilfe gebeten. Da griff der Kurfürst persönlich ein. Er zog mit 3.000 seiner Soldaten vor Königsberg, den Bürgern sank der Mut, sie öffneten die Tore und leisteten am 18. Oktober 1663 den Lehnsleid. Schöppenmeister Roth aber blieb halsstarrig und musste lebenslang einsitzen.

Am 18. Oktober 1663 hatte in Preußen der Absolutismus gesiegt. Das einst selbstständige Ordens-Preußen, dann das halbselbstständige herzogliche Preußen waren nun endgültig gestorben. Was weiter existierte, war eine brandenburgische Provinz.

Diese neue brandenburgische Provinz gehörte nicht zum Deutschen Reich. Das Reich endete im Osten mit Pommern, Neumark und Schlesien. Das konnte man nutzen, insbesondere dann, wenn der südliche Nachbar, der Kurfürst von Sachsen, sich zum König von Polen hatte krönen lassen und der westliche Nachbar, der Hannoveraner, bald englischer König sein sollte. Warum konnte man nicht dort draußen in Königsberg – übrigens, die Stadt war mit ihren 40.000 Einwohnern doppelt so groß wie die eigentliche Residenz Berlin – also dort, wo Kaiser und Kurfürsten nichts zu melden hatten, sich ebenfalls zum König krönen.

Außerdem und zur Sicherheit konnte man dem Herrn Kaiser für seinen spanischen Erbfolgekrieg 8.000 Soldaten zur Verfügung stellen, dann bekamen die Rangerhöhung und der neue Titel schon das richtige Gewicht. So geschah es. Am 18. Januar 1701 setzte sich Kurfürst Friedrich III. im Audienzsaal zu Königsberg selber seine neue

Krone auf¹ und nannte sich fortan Friedrich I. Aus dem Kurfürsten und Markgrafen war ein König und aus der Markgrafschaft Brandenburg ein Königreich Preußen geworden.

Es hat noch Jahrzehnte gedauert, bis dieser neue Name sich allgemein durchgesetzt hatte. Endgültig geschah dies erst zu napoleonischer Zeit, als der König von Berlin nach Königsberg ausgewichen war und dort mit Stein/Hardenberg und Scharnhorst/Gneisenau sein Land neu aufbaute.

Bleibt noch nachzutragen das Schicksal von Danzig, Ermland und Pommern, dem (polnisch) königlichen Preußen.

Bekanntlich wurde Polen in den Jahren 1772, 1793 und 1795 geteilt. Bei der ersten polnischen Teilung nahm sich Preußen das Ermland und Pommern, bei der zweiten musste sehr zum Kummer seiner Patrizier² auch Danzig sich dem preußischen Staat eingliedern lassen.

Über diese „Wiedervereinigung“ schreibt der wohl kompetenteste Zeitzeuge, Friedrich der Große, auszugsweise:

„Die neue Provinz hatte ungefähr 500.000 Einwohner. Der Hauptteil bestand in der Verbindung von Pommern mit Ostpreußen, sie machte die Regierung zum Herrn der Weichsel und infolgedessen auch des polnischen Handels.

Doch befand sich die Provinz in einem Zustand der Anarchie, Verwirrung und

Unordnung. Die Städte waren in einem bejammernswerten Zustand. Kulm hatte 40 Häuser, davon waren 28 ohne Türen, Dächer und Fenster, Bromberg befand sich in demselben Zustand.“

Auch die Marienburg, das einstige Haupthaus des Deutschen Ordens und nun schon seit 300 Jahren seiner Funktion ledig, hatte schwer gelitten. Schon begann man mit dem Umbau zu Kasernen bzw. Magazinen, da schickte der König seinen Oberbaurat Gilly, um über die Verwendung der Ruine Vorschläge zu machen. Doch der preußisch-nüchterne Beamte hatte zum Glück seinen Sohn Friedrich, den Maler und Lehrer Schinkels, mitgenommen. Dieser war – ähnlich wie wenige Jahre vor ihm Herder und Goethe in Straßburg – von dem Bauwerk so begeistert, dass er seinen Vater zum Positiven umstimmen konnte. Als dann noch Max von Schenkendorf seinen Brandbrief veröffentlichte, befahl eine königliche Kabinettsorder, „für die Erhaltung des Schlosses alle Sorge zu tragen“. Dieses geschah dann auch.

Ein gleiches geschah ein zweites Mal in diesem Jahrhundert. Als die Marienburg in der Endphase des Zweiten Weltkrieges bis zur Unkenntlichkeit zerstört worden war, bauten die Polen, die neuen Herren des Landes, dieses Denkmal vergangener Größe ebenfalls wieder auf.

Dafür zollen wir ihnen Dank.

¹ Spötter begannen jetzt in Anspielung an den kargen Boden vom Markgrafen von Sanderburg zu sprechen. Der Papst verweigerte die neue Anrede noch länger; für ihn waren die Auflösung des Ordens im Jahre 1525, der brandenburgische Erbgang 1618 und die Krönung in kirchlichem Land illegal.

² Einer von ihnen war der Vater des Philosophen Schopenhauer; er glaubte die neue strenge Herrschaft nicht ertragen zu können und wanderte mit Frau, Tochter und Sohn Arthur nach Hamburg aus.

Die Entwicklung der Menschheit

Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt,
behaart und mit böser Visage.
Dann hat man sie aus dem Urwald gelockt
und die Welt asphaltiert und aufgestockt,
bis zur dreißigsten Etage.

Da saßen sie nun, den Flöhen entflohen,
in zentral geheizten Räumen.
Da sitzen sie nun am Telefon.
Und es herrscht noch genau derselbe Ton
wie seinerzeit auf den Bäumen.

Sie hören weit. Sie sehen fern.
Sie sind mit dem Weltall in Fühlung.
Sie putzen die Zähne. Sie atmen modern.
Die Erde ist ein gebildeter Stern
mit sehr viel Wasserspülung.

Sie schießen die Briefschaften durch ein Rohr.
Sie jagen und züchten Mikroben.
Sie versehn die Natur mit allem Komfort.
Sie fliegen steil in den Himmel empor
und bleiben zwei Wochen oben.

Was ihre Verdauung übrig lässt,
das verarbeiten sie zu Watte.
Sie spalten Atome. Sie heilen Inzest.
Und sie stellen durch Stiluntersuchungen fest,
dass Cäsar Plattfüße hatte.

So haben sie mit dem Kopf und dem Mund
den Fortschritt der Menschheit geschaffen.
Doch davon mal abgesehen, und
bei Lichte betrachtet, sind sie im Grund
noch immer die alten Affen.

Erich Kästner

Ex ovo Orthopäde

Von Paul Schroeder

Wir sind hier unversehens in unsere vom Leid erfüllte jüngste Vergangenheit hineingeraten. Das aber ist beim Erinnern an unsere Heimat ebenso unvermeidbar wie der Gedanke an die Schönheit ihrer Natur oder manches stille Glück, das wir dort gefunden haben. Was aber unsere ostpreußischen Hausärzte anbelangt, so zeigt gerade ihr Verhalten in der höchsten Not ihres Volkes, dass sie ihrer Heimat würdige Söhne waren, mochten manche von ihnen auch nicht einmal dort geboren sein, sondern sich nur der Wahlheimat verpflichtet gefühlt haben.

In diesem Zusammenhang möge hier eines ostpreußischen Landmannes gedacht werden, der zwar nicht eigentlich Hausarzt war, aber genug Gelegenheit bekam zu erweisen, dass ein solcher in ihm steckte, als ihn beim Zusammenbruch das Schicksal vor kaum erfüllbare Aufgaben stellte. Zudem ist es auch wieder einer aus Allenstein, und die weite Spanne seines Lebens weist auch sonst noch manches Bemerkenswerte auf, was es verdient, in diesem Rahmen festgehalten zu werden.

„Die Orthopädie spielt sozusagen ab ovo eine Rolle in meinem Leben“, so beginnt Dr. Paul Mollenhauer eine kurze, medizingeschichtlich recht interessante Rückschau auf sein Leben. „Als ich am 20.2.1884 in Königsberg im Hause Hintertragheim 5 geboren wurde, leitete mein Vater, Louis Mollenhauer, die Werkstätte der orthopädischen Privatklinik von Dr. Höftmann, die daneben lag, und meine Mutter

nährte bis kurz vor meiner Geburt Leibbinden und Hessing-Korsetts. Später machte sich mein Vater selbstständig und war jahrelang der einzige Orthopädiemechaniker in Ostpreußen. Als solcher hat er dann mit den Professoren von Eiselsberg, Lexer, Payer, Friedrich, Braatz und anderen eng zusammengearbeitet.“

Was lag näher, als dass der Sohn der Nachfolger des Vaters in diesem umso einzigartigeren Spezialbetrieb werden sollte, als in die Zeit seiner Geburt und seines Heranwachsens die Fachwissenschaft der Orthopädie sich erst richtig zu entwickeln und einen ungewöhnlichen Aufschwung zu nehmen begann. Aber Paul sollte es noch weiter bringen und darum wurde er 1902 in die Lehre zu der damals weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannten Firma Windler in Berlin geschickt. Dort lernte er sauberste mechanische Werkarbeit und gewann die Freundschaft eines älteren Gesellen namens Fischer, mit dem er sonntags den Grunewald durchstreifte. Ein merkwürdiger, stiller und verschlossener Schwabe, der für sich alles Mögliche „austüftelte“ und nur an Patenten arbeitete. Mollenhauer lernte viel von ihm und dem alten Werkmeister Richter und konnte sein Gesellenstück, eine Augenpinzette, schon ein Jahr früher fertigen, als es bei der Innung Brauch und Vorschrift war. Trotz verlockender Angebote seiner Chefs aber hielt es ihn nicht in Berlin und bei dem erlernten Handwerk, sondern er kehrte schon 1904 nach Königsberg

zurück, um sich zunächst in Privatkursen, später als Mitschüler von Ernst Wiechert in der Oberrealschule auf der Burg auf das Medizinstudium vorzubereiten. Sehr viel später, als er schon Assistent bei seinem großen Landsmann Professor Konrad Bisalski, dem Schöpfer des Oskar-Helene-Heims in Berlin und einem der führenden Orthopäden seiner Zeit, war, gelang es ihm, seinen Jugendfreund Fischer bei Bisalski unterzubringen. Er erhielt einen besonderen Werkraum und konstruierte dort die weltberühmt gewordene „Fischer-Hand“, die verbunden mit den „Sauerbruch-Kanälen“ eine vorzügliche aktiv zu bewegendende Prothese wurde.

Auch den ohne Arme geborenen Artisten Unthan, den Mollenhauer irgendwo kennengelernt hatte und der als Held von Gerhart Hauptmanns Roman „Atlantis“ weltbekannt geworden ist, führte er bei Professor Bisalski ein. Unthan wurde als Lehrer in der Abteilung der Armlosen eingestellt und machte ihnen durch sein Beispiel Mut, indem er ihnen zeigte, wie weit er es in der Kunst, mit den Füßen zu schreiben und zu zeichnen, gebracht hatte. Dr. Mollenhauer hat in den Kriegs- und Friedensjahren 1914 bis 1920 als Assistent am Oskar-Helene-Heim, sowohl was die Behandlung und Erziehung gebrechlicher Kinder wie die Wiederherstellungschirurgie der Kriegsverletzten anlangt, ungewöhnlich viel gelernt und war daneben ein hervorragender Ausbilder für die Orthopädie-Mechaniker Berlins, deren Handwerk und Kunst er selbst von Grund auf beherrschte. Trotzdem zog es ihn wieder nach seiner ostpreußischen Heimat zurück, wo er in Allenstein ein von Dr. Lotzin bisher nebenamtlich geleitetes

Krüppelheim in einer kleinen Villa neben dem alten Ordensritterschloss übernahm und zu einer neuzeitlichen Heilstätte, der „Orthopädischen Heilanstalt Dorotheenhaus“ ausbaute. Hier trafen ihn mitten in schöpferischer und segensreicher Arbeit zunächst die Nadelstiche, dann zunehmend die Verfolgungen des Hitlerregimes, und etwas mehr als zehn Jahre später fiel er, im Gegensatz zu denen, die ihn verfolgt und geschmäht hatten, treu auf seinem Posten inmitten seiner Kranken ausharrend, in die Gewalt der eindringenden Russen. Was er zusammen mit seiner Gattin während zwanzig schrecklicher Monate in Allenstein unter der Besatzungsmacht von Russen und Polen erlebt und erlitten hat, ist von dem 1949 nach Australien ausgewanderten Heimatlosen in einem erschütternden Tatsachenbericht niedergelegt. Dieser ist zu einem Hohelied helfenden Arztums geworden, denn Mollenhauer wurde in jener furchtbaren Zeit, da er der einzige deutsche Arzt in Allenstein war, zum Hausarzt aller seiner mit ihm in Feindeshand gefallenen Landsleute. Das aber bedeutete nicht nur die Betätigung auf allen Gebieten der Medizin mit unzureichenden Hilfsmitteln ganz so, wie es die Aufgabe der alten Hausärzte immer gewesen war, sondern daneben bei höchster Eigengefährdung die Erfüllung der Forderung, ständig ein Beispiel zu geben und Ratgeber und Helfer in allen Fragen des Daseins zu sein. Aufrecht und treu bis zuletzt hat er dabei für die Schuld derer gebüßt, die sich vermessen hatten, seinen an der Front ausgezeichneten Söhnen wegen der Abstammung ihrer Mutter die Wehrwürdigkeit abzusprechen.

Aus: Leucht's lange noch zurück.

21. Januar 1945 – Unsere Flucht aus Allenstein

Von Brigitte Scholz

Mein Vater, Anton Engelberg, geboren am 4.10.1908 in Migehehen/Erm-land, war Berufssoldat (Feldwebel) und in der Garnison (d.h. Truppenstandort für alle Heeresseinheiten) in Allenstein stationiert. Meine Mutter, Elisabeth Engelberg, geb. Kowalewski, wurde am 29.10.1914 in Gelsenkirchen geboren. Ihre erste Tochter Helga Engelberg wurde am 24.2.1936 in Allenstein geboren. Sie ist trauriger Weise im Alter von zwei Jahren an Keuchhusten gestorben. So lernte ich, die Zweitgeborene, Brigitte Engelberg, am 16.11.1938 in Allenstein geboren, leider nie mein Schwesterchen kennen.

Vater war in der Garnison in Allenstein kaserniert, Mutter arbeitete hier in der Gebührsstelle, und ich ging in den in der Garnison eingerichteten Kindergarten. Wir lebten ruhig in unserem beschaulichen Allenstein. 1944 wurde Vati an die Front abkommandiert. Er kam ein- oder zweimal auf Heimaturlaub. Dann herrschte immer großer Jubel in der Hermann-Göring-Str. 39, wo wir wohnten. Leider blieb der Heimaturlaub bald aus, und wir konnten nur noch unserem Vati Päckchen an die Front schicken. Das letzte brachten wir beide im Januar 1945 zur Post. Die Lage um uns wurde immer prekärer.

Als damals Sechsjährige erinnere ich mich ungern an folgende Wahrnehmung: Am 20. Januar 1945, einem Samstag, (es sollte einen Tag vor Mutters und meiner Flucht sein) beobachtete ich durch unser Küchenfenster,

wir wohnten parterre, eine nicht enden wollende „Karawane“. Es waren, wie mir Mutti auf mein „Warum, Wieso, Weshalb“ erklärte, Flüchtlingstrecks, die bei eisiger Kälte aus den benachbarten Dörfern auf unserer Straße entlang zogen: Leiterwagen an Leiterwagen mit Planen darüber und schutzlos ohne Planen. Davor waren typisch ostpreußische Pferdegespanne, deren Zügel von Bauern gehalten wurden. Die Bauern hatten ihre Köpfe tief nach unten gesenkt. Die Leiterwagen waren schwer beladen mit Möbeln, Utensilien, und dazwischen saßen alte und schwache Menschen, auch Kleinkinder. An den Seiten der Wagen hingen Eimer und Kästen. Mutter erklärte mir, dass diese Wassereimer fürs Vieh seien und in den kastenförmigen Behältern Viehfutter wäre. Infolge der starken Beladung der Leiterwagen, und, da die nebenher laufenden Bauern wegen der Kälte sehr angepömpelt waren, bewegte sich der Tross äußerst langsam und ruhig vorwärts.

Die Erklärungen meiner Mutti über den Krieg und die Flucht der Menschen gen Westen und das Gesehene beeindruckten mich sehr. So ging ich recht unruhig und nicht ahnend, dass unsere Flucht so kurz bevorstand, ins Bett. Es war unsere letzte Nacht in Allenstein. Ich wälzte mich im Bett herum und träumte Schreckliches: Unsere Wohnung war in Brand geraten. Überall Feuer! Ich schrie laut auf, und Mutti hatte es schwer, mich zu beruhigen.

Am nächsten Morgen, am Sonntag, dem 21. Januar 1945, ereilte uns die Wirklichkeit, die Ereignisse überschlugen sich: Aus der Richtung des Allensteiner Bahnhofs hörte man schon Kanonenschüsse, und man konnte schon auf der Brücke die Panzerspitzen der Russen erkennen. Es war der letzte Moment für meine Mutter und mich zu fliehen. Sie schnappte das kleine, schon gepackte Handkofferchen, ich musste mich auf meinen Schlitten setzen mit meinem kleinen Rucksack auf dem Rücken. Zu uns gesellte sich noch ein junges Mädchen aus unserem Hause, namens Erika. Draußen war es beängstigend ruhig.

Nur die Schüsse aus der Ferne und die Ungewissheit, was nun werden solle, machten uns Angst. Es gab nicht einmal mehr Flüchtlingstrecken auf der Straße, nur einige flüchtende Menschen, die nach allen Seiten auseinander strebten, nur nicht in Richtung Bahnhof und Brücke. Es war bitterkalt, der kälteste Winter, den Ostpreußen je hatte. Minusgrade bis zu 25 Grad C ließen fast unseren Atem gefrieren. Schneeverwehungen, oft meterhoch, machten das Laufen schwer.

Am Ende unserer Straße kamen wir auf einer Chaussee am Wald vorbei auf freies Feld. Hier bemerkte uns der Fahrer eines kleineren deutschen Wehrmachts-Lkw und rief uns Dreien zu: „Was, ihr seid noch hier? Allenstein steht doch schon unter Beschuss der Russen! Lasst den Schlitten stehen!“. Die sich unter der Plane befindenden 6 deutschen Soldaten rückten zusammen, und wir drei durften aufsteigen. Wir wurden bis zum nächsten Bahnhof gefahren, ich

glaube, es war der Bahnhof von Deutsch-Eylau. Wir übernachteten in einer Schule, die als Flüchtlingslager genutzt wurde. Die Soldaten hatten es eilig, sie hatten einen Marschbefehl in die entgegengesetzte Richtung bekommen.

Am nächsten Tag, am 22. Januar 1945, hielt ein Transportzug auf dem Bahnhof. Er wurde, wie wir hörten, von Bahnbeamten in Wehlau zusammengestellt. Wir Flüchtlinge wurden in sog. „Viehwagen“, in denen schon Wehlauer Flüchtlinge eingepfercht lagen, verteilt. Sie wollten uns zunächst nicht einlassen, waren sehr ungehalten und abweisend. Die Bahnpolizei war rigoros, riss die Waggontüren auf und unter Protest der Wehlauer wurden wir drei und noch einige Flüchtlinge reingeschubst. Wir lagen im dritten Wagen hinter der Lok. In dem Viehwaggon war es dunkel; der Boden war mit Stroh bedeckt, und es stank.

Überall lagen Leute, teilweise mit Kindern, auch alte Leute. Mutti und Erika suchten in einer Ecke ein kleines Plätzchen für uns. In der Mitte stand ein altes eisernes „Bolleröfchen“. Auf ihm konnten wir später Schnee schmelzen lassen und hatten so etwas gegen den Durst. Das Schneewasser war schwarz und schmeckte ekelhaft.

Ganz langsam fuhr der Zug mit seiner traurigen Fracht in Richtung Westen. Er hielt oft stundenlang auf freier Strecke, manchmal 7-8 Stunden. Die Flüchtlinge konnten aussteigen, wann und wo sie wollten, aber es machte niemand davon Gebrauch. Mutti und Erika wollten mit mir mitfahren, soweit es irgendwie ging. Ihnen war alles egal, was da kommen könnte.

Diese problematische Reise sollte bis zum 10. März 1945 gehen. Es gab schlimme Eindrücke und Ereignisse auf dieser Fahrt ins Ungewisse, die ich heute noch gut in Erinnerung habe. Unser Waggon hatte schmale, rechteckige Fenster, an denen außen weiße Bündel hingen. Wie ich später auf der Fahrt mitbekam, waren es Babys, die verhungert oder infolge der Kälte gestorben waren. Die Mütter konnten ihre Säuglinge infolge der hohen Schneeverwehungen nicht draußen beerdigen. Im Wagen durften sie auch nicht bleiben. So war es Vorschrift des Lokführers, die Bündel draußen am Fenster festzumachen. Bei diesen Erlebnissen fügte sich meine Mutter in ihr Schicksal, dass sie ihre erste Tochter Helga in Allenstein beerdigen musste. Sie meinte noch später, dass sie niemals zwei Kinder auf der Flucht hätte durchbringen können.

Ein weiteres schreckliches Erlebnis prägte sich mir tief ein: An einem Vormittag hielt der Zug wieder einmal auf freier Strecke in der Nähe eines Dorfes an. Einige Frauen erhielten den Tipp zu versuchen, im Dorf ein paar Brote zu ergattern. Mutti ging mit, denn sie war ja, wie Vati ihr immer sagte, „eine tapfere Soldatenfrau“. Ich blieb alleine. Erika war auch mitgegangen. Es kam, wie es kommen musste: der Zug fuhr plötzlich an. Ich schrie aus Leibeskräften: „Meine Mutti, meine Mutti“ und war überhaupt nicht zu beruhigen. Da der Zug Schrittempo fuhr, rannten einige Frauen aus dem Wagen zum Lokführer und flehten ihn an, er möge doch anhalten und auf die Frauen warten, die nach Essbarem unterwegs seien. Er gab der Bitte

nach. Nach – wie mir schien – unendlich langer Zeit, kamen die Frauen mit etwas Brot unterm Arm keuchend angerannt. Mutti schnappte mich, drückte mich und schwor, mich nie mehr alleine zu lassen, komme was wolle.

Das sollte nicht das letzte schlimme Ereignis auf unserer Flucht sein: Unser Zug wurde für ca. 10 Stunden auf ein Nebengleis gefahren, weil deutsche Truppen vorrangig vorbeifahren durften. Es spielten sich wieder tragische Ereignisse ab: Es starben alte Menschen, und Kinder wurden im Waggon geboren, die keine Chance hatten, am Leben zu bleiben. Ihr Los war es, tot außen am Fenster als Bündel hängen zu müssen.

Bei dem nächsten Halt auf freier Strecke gab es eine schreckliche Begebenheit, die mich noch heute erschauern lässt: Mehrere Russen in deutscher Uniform machten sich an den Rädern unseres Zuges zu schaffen. Sie legten um die einzelnen Räder Zündschnüre. Wir sollten also alle in die Luft gesprengt werden. Da bemerkte eine Frau, die sich aus dem stehenden Zug wagte, das hastige Tun der Leute in Uniform. Sie schlich sich zum Lokführer und berichtete ihm von den ihr unerklärlichen Handlungen an den Rädern des Zuges. Zum Glück konnte er diese Verbrecher mit einigen Leuten in die Flucht schlagen. Das Vorhaben der Saboteure war Gott sei Dank misslungen.

Nach dieser Eisenbahnfahrt mit schlimmen Ereignissen, kann ich die einzelnen Orte, durch die wir kamen, nicht benennen. Wir waren alle derart apathisch und geschockt, dass uns diese Orte überhaupt nicht wichtig er-

schienen und nicht interessierten. Eines ist sicher: Der Zug hielt endgültig am 10. März 1945 im Erzgebirge. In Markersbach - zwischen Annaberg und Schwarzenberg - wurden wir drei einer Familie zugewiesen. Hier wurden wir zum Glück vom weiteren Kriegsgeschehen verschont und erlebten am 8. Mai 1945 die Kapitulation.

Im Juli – zur Heuernte – schickte uns der dortige Bürgermeister Stemmler in das Haus einer Frau Schneider, die hier mit ihrer kleinen Tochter lebte. Beide waren sehr böse über die Einquartierung in ihr Haus und ließen das an uns aus. Als Nahrung dienten uns Kartoffelschalen und getrocknete Rübenschnitzel. Diese waren hart und schwer verdaulich, ich spuckte viel. Für Mutti wurde die Zeit im Erzgebirge der Höhepunkt der Leidenszeit. Das Sprichwort „Im Erzgebirge hat's viel Steine und wenig Brot“ bewahrheitete sich im wahrsten Sinne des Wortes. Unser Zimmerchen war kalt. Um das kleine Eisenöfchen zu beheizen, mussten wir im Wald Kienäpfel und Reisig sammeln. Auch Holz durften wir nehmen. Das war einfach alles zu schwer für Mutti. Sie wog nur noch 50 Kilo. Wie sollten wir also das gesammelte Holz vom Berg nach unten bekommen? Mutti bat einige Waldarbeiter, die Holz mit Pferden zogen, um Hilfe. Die Antwort: „Ihr Naziweiber, spannt euch doch selbst davor und zieht's bergab“, hat sehr wehgetan. Da schossen Mutti die Tränen in die Augen. Es begegnete uns zufällig ein Pfarrer, der Mutti so weinen sah. Er half ihr und schickte ein paar Leute zur Hilfe.

Es sollte noch viele Stationen des Aufenthaltes und der Unterbringung im

Erzgebirge für uns geben, z. B. in Annaberg und in Schwarzenberg. Als ein Zug in Richtung Ostpreußen zusammengestellt wurde, riet uns Bürgermeister Stemmler aus Schwarzenberg, wir sollen doch wieder in die Heimat fahren. Das Erzgebirge wäre ja von Flüchtlingen überfüllt. Wir fuhren mit, aber es ging nicht nach Ostpreußen! Der Zug endete auf dem Görlitzer Bahnhof in Berlin, das völlig zerbombt war. Auch von dem Bahnhof standen nur noch ein paar Mauern. Hier lagen wir Flüchtlinge dicht bei dicht nebeneinander. Russen patrouillierten auf den schmalen Gängen mit grimmigen Mienen auf und ab.

Eine Flüchtlingsfrau, die neben uns lag, wurde mächtig von einem widerlichen Russen gefilzt. In ihrem Koffer, dessen Inhalt der Russe wütend auf dem Boden verteilte, befanden sich Orden und Ehrenzeichen (mit Hakenkreuzen versehen) von ihrem Mann. Sie wurde sofort unter hasserfülltem Gebrüll seitens der Russen abgeführt. Wir hatten zum Glück solche Dinge nicht in unserem kleinen Handkoffer. Nun waren wir – noch mit Erika – wieder auf uns selbst gestellt, in dem total zerstörten Berlin. Straßenbahnen standen ausgebrannt auf kaputten Schienen, der Schutt der ausgebombten Häuser türmte sich. Wir sahen das Berliner Schloss in Trümmern. Ein trauriger Anblick, wie der auf das zerstörte Berlin!

An einem dieser Trümmerhaufen fanden wir einen kleinen Bollerwagen, dessen Räder mächtig quietschten. Ich durfte darauf sitzen, den Koffer hielt ich mit beiden Händen fest. So machten wir uns auf den Weg zu unserer Tante Käthe und Onkel Andreas

(Bruder meines Vaters) und deren beiden Söhnen Horst und Werner nach Berlin-Heinersdorf. Sie waren überrascht und erfreut zugleich, uns wiederzusehen. Wir blieben zwei Tage, denn unsere Verwandten litten auch Not, es fehlte an allem.

Es ging zurück zum Ausgangspunkt in Berlin, um Lebensmittelkarten zu bekommen. Auch musste Mutti zum Arzt wegen ihres Untergewichts. Die wenigen Lebensmittelkarten machten uns nicht satt, aber wenigstens nicht noch hungrier. Am Hermannplatz hier in Berlin beobachtete uns eine nette Geschäftsfrau vom Schaufenster ihres Ladens aus. Wir müssen wohl einen jämmerlichen Eindruck auf sie gemacht haben. Die nette Frau sprach uns an und hatte großes Interesse an unserem Schicksal und einen guten Vorschlag, denn wir wollten wieder nach Heinersdorf zu Tante Käthe laufen in der Hoffnung, dass sich Vati bei ihr gemeldet haben könnte. Das hatten meine Eltern so noch zu Hause vereinbart: Treffpunkt, hoffentlich gesund, in Heinersdorf.

Nun, die Geschäftsfrau fand Muttis Vorhaben sehr gut und bot ihr an, den kleinen Bollerwagen mit Kofferchen und meinem Rucksack bei ihr im Geschäft zu lassen. So wäre es leichter, diesen Weg von ca. 20 km zu bewältigen. Mutti hatte großes Vertrauen zu ihr und ließ alles, auch die ersparten 3.000 RM, die wir mitführten, in der Obhut der ihr fremden Person.

Wir blieben wieder ein paar Tage bei unseren Lieben in Heinersdorf. Mein Cousin Horst holte in dieser Zeit unser Gepäck von der netten Geschäftsfrau ab. Er machte sich auch auf den Weg zu unserer Tante Ulrica, der Schwester meines Vaters und des Vaters von

Horst, die in Berlin-Wilmersdorf im St. Gertrauden-Krankenhaus Ordensschwester war (eingetreten in den Orden der St. Katharinen in Braunschweig). Sie war erfreut, dass wir uns in Heinersdorf gefunden hatten, und Schwester Oberin gab uns etwas Brot für alle mit.

Nun wurde uns geraten, die Flüchtlingsstelle in Berlin aufzusuchen. Auch Erika – wir hatten uns nie aus den Augen verloren – ging wieder mit uns. Von hier aus wurden wir nach Herzberg bei Neuruppin geschickt. Auch hier gab es keinen Platz für weitere Flüchtlinge. Man war schon voll, wie uns der Bürgermeister sagte. Aber Mutti zeigte dem Bürgermeister ihr ärztliches Attest und meinte zu ihm, dass er sie auf der Stelle erschießen solle, da sie mit ihrer Tochter nicht mehr weiter könne. In unserer Not hat er Mutti angeboten, uns mit seiner Frau, die mit dem Auto nach Berlin wollte, wieder dorthin mitzunehmen. Erika blieb aber in Herzberg, weil sie ohne Verwandtschaft keine Perspektive in Berlin sah.

Von Berlin aus schickte man uns im Juli 45 nach Genthin/Brandenburg in ein Flüchtlingslager. Hier lagen vorwiegend Kölnerinnen. Die Frauen waren sehr nett zu uns, nahmen Anteil an unserem Schicksal und teilten ihr Essen mit uns, das sie, wie ich mich gut erinnern kann, in einem Riesenkessel kochten. Ich konnte kaum in ihn hineinschauen, aber es dampfte und roch gut. Eine Kölnerin bemerkte Mutti gegenüber: (Man duzte sich untereinander) „Elisabeth, merk dir den ersten Traum in der neuen Umgebung gut, denn er geht in Erfüllung!“ Mutti glaubte natürlich nicht daran, denn es wäre zu schön gewesen, wenn ihr

Traum, Vati wiederzubekommen, in Erfüllung ginge. Sie träumte in jener Nacht tatsächlich, dass sie Vati wieder sieht.

Als sie den Kölnerinnen am nächsten Tag über diesen Traum berichtete, lachten sie darüber und fanden das ganz unwahrscheinlich, weil von den vielen Kölnerinnen, die hier leben mussten, noch keine einzige ihren Mann wieder zu sehen bekam. Doch, was niemand zu hoffen wagte, geschah.

Mein Vater war in russischer Gefangenschaft, wie viele andere Familienväter auch. Es gab die Möglichkeit, sich ärztlich untersuchen zu lassen und gegebenenfalls ein Attest zu erhalten und damit die Chance für eine Entlassung aus der Gefangenschaft zu haben. Da er sich im Laufe des Krieges ein Herzleiden zugezogen hatte, bekam er dieses wichtige Dokument vom Militärarzt. Das bedeutete seine Entlassung. Er schlug sich bis zur Verwandtschaft in Heinersdorf, wie verabredet, durch. Sie hätten ihn in seinem abgewetzten Militärmantelchen fast nicht erkannt. Sofort schenkte ihm Onkel Andreas seinen Mantel, der viel zu kurz war, denn er war ja wesentlich kleiner als sein Bruder. So konnte er von Heinersdorf nach Genthin, inzwischen „Ostzone“, zu uns geschickt werden. Ein dreiviertel Jahr lang hatten wir kein Lebenszeichen von unserem Vati erhalten. Als er dann plötzlich vor uns stand, konnten wir dieses Glück kaum fassen. Wir weinten, die Kölnerinnen weinten, es flossen Freudentränen in Strömen!

Angestrengt suchten hier alle Flüchtlinge Arbeit zu finden. So traf es sich

gut, dass aus den umliegenden Dörfern, z.B. aus Klitznick und Jerichow, die Bauern im Lager Arbeitskräfte suchten für die auf dem Feld anfallenden Arbeiten.

In Klitznick war es eine Zeit der Schwerstarbeit für meine Eltern. Für total abgemagerte Menschen war diese Arbeit eine Prozedur. Zwischendurch kamen Russen auf die Höfe. Einer von ihnen wollte meinen Vater mitnehmen. Als er dem Befehl nicht folgte, holte er aus und wollte ihn mit seinem Stiefel treten, doch Mutter stellte sich geistesgegenwärtig dazwischen und bekam den Fußtritt in ihrem Bauchbereich ab.

Die nächste Station war für uns drei Altenplatow, in der „Sowjetischen Besatzungszone“. Von Altenplatow aus meldete sich Vati als Lehrer nach Genthin. Die Ausbildung beim Militär hatte er ja schon in Ostpreußen. Das wurde anerkannt, so musste er nur noch die zweite Lehrerprüfung machen. Er wurde vom Dozenten, Herrn Goller, ausgebildet. Er hatte ein gutes Verhältnis zu ihm, was ihm eines Tages zu Gute kommen sollte. Nach der zweiten Lehrerprüfung bekam Vati die Anstellung als Lehrer in der Genthiner Pestalozzi-Grundschule. Ich war dort in der 3. Klasse und Vati war mein Lehrer.

Meine Mitschüler beneideten mich. Doch ich wurde niemals bevorzugt, im Gegenteil, ich wurde immer hintengestellt, wenn es ums Verteilen von kleinen Ämtern oder sonstigen Aufgaben ging. Den einzigen Vorteil, den ich hatte, war, dass ich ihm beim Korrigieren der Hefte über die Schultern schauen durfte, aber Stillschweigen bewahren musste. Petzen war nicht drin.

So lief das Leben in Genthin so langsam wieder an. Doch plötzlich überraschte uns mein Cousin mit einer sensationellen Nachricht: Bei einem Kinobesuch gab es in der Wochenschau einen Beitrag „Kinder suchen ihre Eltern“. Horst war ganz erstaunt, das Gesicht unseres Cousins Waldemar zu sehen, der ja im Krieg Vollwaise geworden war. Seine Eltern waren auf der Flucht umgekommen. Ja, nun wollten wir alle etwas für ihn in die Wege leiten. Tante Käthe und Onkel Andreas konnten ihn nicht aufnehmen, da sie auch ihre zwei großen Jungens durchbringen mussten und alles knapp war. Mutti überlegte nicht lange. Sie beriet mit meinem Vater, ob wir wohl Waldemar, immerhin der Sohn von Vaters verstorbenem Bruder, zu uns nehmen könnten. Vati war noch skeptisch ob sich Mutti dieses zumuten könnte. Lange Rede, kurzer Sinn: So sollte ich zu meinem großen „Bruder“ kommen; den Familiennamen Engelberg trug er ja ohnehin.

Wir bekamen als nun vierköpfige Familie eine schöne Wohnung im Haus des ehemaligen „Kreisleiters“, der seinerzeit abgeholt wurde. Es war die obere Etage eines schmucken braunen Häuschens mit großem Balkon in der Bergzower Straße. Waldemar, inzwischen 15 Jahre alt, ich war 12 Jahre alt, hatte sich gut in unsere Familie integriert. Wir gingen beide in die Genthiner Pestalozzi – Schule.

Waldemar hatte auch einen unregelmäßigen Schulbesuch durch Kriegswirren und Flucht hinter sich. Ich hatte inzwischen schon siebenmal die Schulen infolge der Flucht wechseln müssen.

So hatten wir ganz schöne Probleme, mit dem Schulpensum zurechtzukommen. Bei den Hausaufgaben schaute ich ihm oftmals über die Schulter, was er gar nicht gerne hatte. Er verdeckte seine Arbeit immer mit der Hand. Besonders bewunderte ich sein künstlerisches Talent im Fach „Zeichnen“ und „Kunstschrift“. Dieses Talent sollte ihm bei der Berufssuche in Genthin zu Gute kommen. Er begann seine Malerlehre, während ich noch die Schulbank drücken musste. Das Leben in der Ostzone wurde immer schwieriger. Besonders mein Vater sollte sich politisch regimegetreu verhalten, um als Lehrer für die Jugend Vorbild zu sein. Das wäre ihm gegen den Strich gegangen, da er seine Schwester, die als Ordensschwester in West-Berlin lebte, nicht „verraten“ wollte, wie er es nannte. Auch waren die kommunistischen Ideale und Ziele nicht die seinen. Hinzu kam noch ein gewisser Zwang auf seine Tochter: Ich sollte als „zünftige Lehrertochter“ auch, wie die ganze Klasse es tat, ein blaues Pioniertuch tragen und Reisen der „Jungen Pioniere“ mitmachen.

Das ging meinen Eltern dann doch zu weit. So beschlossen sie, der Ostzone mit all den Repressalien den Rücken zu kehren. Das musste so geheim wie möglich zugehen, denn „Republikflucht“ wurde im Osten hart bestraft. Eingeweiht wurden nur Waldemar und ein paar enge Freunde unserer Familie. Mich ließ man außen vor, da ich unser Vorhaben in der Schule hätte ausplappern können.

Mir blieb nur, mich zu wundern, was so in unserer Wohnung vor sich ging. Es verschwanden einige Möbelstü-

cke, angeblich zur Aufarbeitung gegeben, Weckgläser aus dem Keller, die unseren Freunden gebracht wurden, die einwecken wollten und das mitten im Winter und anderes mehr.

In der Schule sammelten die Eltern meiner Mitschüler inzwischen für mein blaues Pioniertuch, das mir bald feierlich überreicht werden sollte. Auch der Rektor der Schule Goller machte Druck. Doch mein Pioniertuch sollte ich niemals bekommen, denn kurz vor Weihnachten, im Jahre 1950, eröffnete mir mein Vater, dass ich meine Lieblingsdinge samt Puppe in den Rucksack packen sollte, denn wir beide fahren zu Tante Ulrica nach West-Berlin. Nun, ich war ja sehr erfreut und überrascht, denn Mutti und Waldemar kamen nicht mit. Außerdem nahm Vater einen großen Wäschekorb, vollgepackt mit Federbetten und Wäsche, mit. So standen wir dann beide auf dem Genthiner Bahnhof und warteten auf den Zug.

Es passierte etwas Unerwartetes: Direktor Goller, der auch auf den Zug wartete, kam plötzlich auf uns zu, schaute uns an, schaute auf den großen Wäschekorb, dann auf Vati und fragte: „Nanu, wo wollt ihr denn mit dem vielen Gepäck hin?“

Zum Glück war mein Vater gar nicht verlegen (ich nehme an, das war zu Hause so verabredet, falls wir jemandem begegnen). Da sich die beiden ja von der Schule her gut verstanden, konnte er den Direktor mit der Antwort abspesen, dass wir uns von seiner Schwester Ulrica nach der Flucht Betten geliehen hätten und uns inzwischen neue kaufen konnten. Nun wollten wir die geliehenen Betten wieder zurückgeben. Er wünschte

uns gute Fahrt und ein frohes Wiedersehen nach den Ferien in der Schule.

So kamen wir wohlbehalten bei der Tante im St. Gertrauden-Krankenhaus an. Vati lieferte mich mit dem Gepäck bei ihr ab und fuhr dann wieder nach Genthin ab, um Mutti abzuholen, die inzwischen eine Angstsituation nach der anderen hatte. Mit Waldemars Hilfe ließen sie einen Schrank vom Balkon an Seilen herab. Das musste alles ruhig und schnell geschehen, damit niemand etwas mitbekam, vor allem nicht die unteren Mieter, Fam. Haenicke. Zum Glück klappte dieses Unterfangen; so waren wir alle erleichtert, uns bei der Tante wiederzuhaben. Von der Schwester Oberin bekamen wir ein kleines Zimmerchen in der Bäder-Abteilung zugewiesen. Ich hatte damals noch nicht geahnt, dass ich jemals in der sich daneben befindenden Röntgen-Abteilung als Sekretärin bei Chefarzt Dr. Schmitz arbeiten würde. Von hier aus begann für meinen Vater die Odyssee der Arbeits- und Wohnungssuche im Westen. Meine Eltern kämpften inzwischen um die erforderliche „Zuzugsgenehmigung“ und die „Politische Anerkennung“. Erstere bekamen wir bald. Doch für die „Politische Anerkennung“ sollte Vater Belastendes über die Ostzone, inzwischen „Deutsche Demokratische Republik“ (DDR), aussagen. Er weigerte sich, Negatives über die DDR auszusagen. Durch die Zuzugsgenehmigung bekamen wir wenigstens eine Wohnung in der Schrammstraße 2, in Berlin-Wilmersdorf zusammen mit einer ostpreußischen Flüchtlingsfamilie. Es war die verwitwete Frau Klein mit

ihren 3 erwachsenen Mädels und dem erwachsenen Sohn Andreas. Mit Vaters Beruf dauerte es etwas länger. Als Lehrer wurde er nicht genommen, da er keine Aussagen gegen die DDR machte. Doch dann bot man ihm beim Zoll eine Stelle im Außendienst an. Später landete er im Innendienst. Es folgten viele Lehrgänge. Er drückte, wie ich, die Schulbank. Seinen Dienst beendete er als pensionierter Zollamtmann. Es ging also auch ohne „Politische Anerkennung“. Ich besuchte inzwischen die kath. Herz-Jesu-Oberschule (Sacre Coér) in Berlin-Charlottenburg (technischer Zweig). Nach dem erfolgreichen Abschluss ging ich noch zwei Jahre lang in die „Höhere Wirtschaftsschule = Handelsschule“ in Berlin-Schöneberg. Waldemar machte inzwischen seine Malerlehre beim Malermeister Alberti in Berlin-Steglitz zu Ende. Meine Eltern schickten ihn dann nach Buxtehude, um hier seinen Malermeister zu machen. Mein „großer Bruder“ Waldemar heiratete am 9.9.1961 seine Frau Hannelore,

geb. Niemiec. Beide haben eine Tochter Carola und einen Sohn Christoph. Ich arbeitete – wie schon erwähnt – als Sekretärin in der Röntgen-Abteilung des St. Gertrauden-Krankenhauses bei Chefarzt Dr. Schmitz (Ärztlicher Direktor dieses Hauses). Nach sechs Jahren beendete ich das Arbeitsverhältnis „auf eigenen Wunsch“, denn es gab eine Hochzeit von Brigitte Engelberg und Wolfgang Scholz, damals tätig als Brandassessor bei der Berliner Feuerwehr. Tochter Mechthild Andrea erblickte am 14. August 1964 im St. Gertrauden-Krankenhaus, in Berlin-Wilmersdorf, das Licht der Welt. Ihr Bruder Gordian Ansgar ließ einige Zeit auf sich warten. Er wurde erst am 16. Dezember 1980 - ebenfalls im St. Gertrauden-Krankenhaus - geboren. Vater verstarb am 2.4.1978, erst 69jährig, in Paderborn und Mutter im Alter von 92 Jahren in Berlin. Beide ruhen auf dem St. Sebastian-Kirchhof in Berlin-Reinickendorf.

Ruf der Heimat

Wenn der Amsel dunkle Lieder
leis' im Abendwind verweh'n,
möcht' ich in das keusche Antlitz
meiner heil'gen Heimat seh'n.

Wenn im Tal die Königskerzen
und die Märchenblumen blüh'n,
möcht' ich still im heil'gen Staube
meiner Heimaterde knien.

Wenn die Wandervögel rufen
unter silberhellem Mond,
möcht' ich durch die Heimat wandern,
wo das große Schweigen wohnt.

Wenn die winterweißen Wälder
weit im Glanz der Sterne steh'n,
möcht' ich unter Gottes Augen
tief ins Herz der Heimat seh'n.

Paul Klingenberg

Eine Sache wie das Impfen

Von Siegfried Lenz

Kaum das war Gerücht entstanden, da tat es auch schon das, was offenbar ist seiner Natur liegen muss: es verbreitete sich. Verbreitete sich über ganz Suleyken, sprang über nach Schissomir, rannte den Bahndamm entlang nach Striegeldorf und gelangte, dieses Gerücht, nach Überquerung der Kulkaker Wiesen direkt in die Kreisstadt. Hier verlief es sich erstmals, hatte sich verirrt, wie es schien, aber dann fand es doch den Weg: stolzierte eines Tages über den Marktplatz, die Treppen zum Magistrat hinauf, klopfte an eine gewisse Tür und war, wie die Ereignisse zeigen werden, am Ziel.

Dies Gerücht: niemand kann sich mehr erinnern, wie es eigentlich entstanden ist, nur was es besagte, das ist noch im Gedächtnis. Und es besagte ungefähr, dass in der Suleyker Familie Plock, in punkto Gesundheit und auch sonst, alles ziemlich brach und darnieder lag. Die Angehörigen dieser Familie, so erzählte man, hätten entweder dicke Bäuche oder gar keine, sie äßen liebende Tiere, Schimmel vor allem, weiterhin bevorzugten sie, ihre Speisen von der Erde zu essen und zeigten die sonderbare Neigung, sich mit den Tieren zu unterhalten. Auch sollte es Beispiele dafür geben, dass eine Anzahl der Plockschen Kinder mit den Schafen zusammen auf die Weide getrieben wurde – man ahnt schon, wie viel Schrecken und Aufregung waren auf Seiten von Dr. Sobotka, dem Kreisphysikus, als nämliches Gerücht in seine Ohren fiel.

Nachdem es, jedenfalls tief genug hinabgefallen war, verfiel unser Kreisphysikus in einen Zustand schwermütigen Nachsinnens, sann alles ordentlich durch, und als er damit zu Ende gekommen war, hob er den Kopf und sprach so: „Wir werden“, sprach er, „impfen“!

Noch im gleichen Augenblick wurde eine Kommission zusammengestellt, wurde mit Taschen ausgerüstet, mit mancherlei Medizin und Tabletten, auch Messer waren dabei, um, gegebenenfalls, die Plockschen Kinder von den Tauen zu schneiden, mit denen sie auf der Weide angepflockt waren. Sage und schreibe bestand die Kommission aus vier Herren; die Suleyker Hebamme, ein Weibchen namens Martha Mulzereit, sollte an Ort und Stelle zu ihr stoßen. So, und dann fuhr die Kommission, sagen wir mal, in hochoffiziellem Vierspänner, auf dem kürzesten Weg nach Suleyken, zur Quelle des düsteren Gerüchts. Fuhr hin und hielt also vor dem ersten Häuschen, welches auch gleich gehörte meiner Großtante, der Witwe Jadwiga Plock.

Gottes Segen, er ruhte mild über Jadwiga Plocks Häuschen, denn selbst nachdem sie Witwe geworden war, hatte sie nicht aufgehört, gesunden, etwa zehnpfündigen Kindern das Leben zu schenken, und zwar mit wunderbarer Regelmäßigkeit. Und es fügte sich, dass, als die Kommission eintrat, alle sechzehn anwesend waren, auch Titus Anatol, welcher das achte Kind war.

Was sich der Kommission zunächst bot, es war ein Anblick von bewegtem Leben: es krabbelte, plapperte und blubberte, es kroch vor und zurück, es wimmerte und schrie, lutschte und weinte, kaute und zankte, schluckte und miaute und aß unentwegt. Einiges saß auf den Stühlen, anderes auf dem Tisch oder auf dem Ofen, das meiste natürlich bewegte sich auf dem Fußboden.

Na, Martha Mulzereit, die ortskundige Hebamme, bildete sozusagen die Nase der Kommission, steckte sie also vorsichtig rein in die Höhle des Lebens, kundschaftete sorgfältig alles aus und zog die Kommission nach. Und jetzt gab Jadwiga Plock ein Beispiel häuslicher Selbstbehauptung: sie fegte die Stühle rein, den Tisch, den Ofen, säuberte sie quasi von jeglichem Leben und sagte nichts weiter als „Willkommen in Suleyken“. Dann bot sie der Kommission Rauchfleisch an, Bohnen, Kohl und Kaffee, verrichtete alles schweigend, mein Großtantenchen, und musterte derweil misstrauisch den Besuch. Der Besuch aß erst einmal.

Nachdem er aber gegessen hatte, sagte die Hebamme plötzlich: „Wir könnten jetzt eigentlich impfen.“ Zog auch gleich eine Spritze heraus, lud sie in einer Flasche und ging, einige Locktöne ausstoßend, auf den Berg von Leben zu, der in einer Ecke zusammengekrochen war. Ein furchtbares Kreischen begann, ein Winseln und Johlen, der Berg geriet in Bewegung, floh teilweise aus dem Fenster, teilweise durch die Tür, kurz und gut, wie man schon vorauseilend bemerkt hat: es blieb nichts übrig zum Impfen. Die Kommission wartete ein Weilchen, und als nichts geschehen

wollte, äußerte sie den Wunsch nach heißem Wasser. Das wurde gebracht, und die Kommission, einschließlich der Hebamme, zog die Schuhe aus und brühte die Füße. Dabei geriet man ins Plaudern, richtete es sich gemütlich ein und gab zu verstehen, dass man im Interesse der Gesundheit nötigenfalls auch längere Zeit warten werde, und Jadwiga Plock, mein Großtantenchen, umsprang und umsorgte den Besuch, versah ihn mit allem, wonach er verlangte, sogar mit einem Nachtlager in der Scheune versah sie ihn.

Das zahlreiche Leben der Jadwiga Plock blieb indes verschwunden, nichts war zu hören, nichts zu sehen, als ob mein Großtantenchen geradezu unfruchtbar gewesen wäre: so nahm es sich aus. Allerdings zeigte sie weder Furcht noch Besorgnis in Anbetracht der verschwundenen Brut, antwortete, wenn sie gefragt wurde, mit höflicher Gleichgültigkeit, hob ihre ansehnlichen Schultern und stellte sich rein dammlich.

Die Kommission ihrerseits machte tagsüber kleine Ausflüge, bestellte bei den Bauern Winterkartoffeln, nahm an einem Feuerwehrfest teil, spazierte und plachanderte, und ein Mitglied verlobte sich sogar. So ging der Sommer vorüber.

Eines Morgens, niemand hätte das mehr erwartet, tat die Kommission etwas Ungewöhnliches: sie schöpfte Verdacht. Und zwar schöpfte sie ihn, als Jadwiga Plock, sich allein glaubend, mit einem riesigen Topf Kohl auf den Hof trat, den Topf auf die Erde setzte und klanglos wieder in ihrem Häuschen verschwand. Sofort setzte die Kommission ihr nach und fragte sie: „Für wen?“, fragte sie, „ist der

Kohl?“ „Er ist“, sagte mein Großtantechen, „bestimmt für den Hund.“

Man wird, dachte die Kommission, den Hund ja sehen, und sie postierte sich, hinter bequemen Astlöchern, in der Scheune, verhielt sich stumm und wartete. Und alsbald, oh, schneller Erfolg des Lauschens, tauchten aus den Johannisbeerbüschen, aus den Brombeeren, aus den Bäumen und Heuhaufen Jadwiga Plocks Söhne und Töchter auf, schlichen auf den Hof, krochen hervor bis zu dem Topf mit Kohl und begannen zu speisen. Sie umlagerten den riesigen Topf, kniffen sich gegenseitig weg, zerrten und zogen, warfen sich mit Kohl; die Kommission stand wie gebannt.

Stand ungefähr bis zum Ende der Mahlzeit, die Kommission, dann handelte sie strategisch, will sagen, sie schlich sich hinaus auf den Hof und fing, von mehreren Seiten kommend, vier von der Plockschen Brut. Diese wurden, unter Ohren schmerzendem Kreischen, in die Scheune geschleppt, geimpft und danach in die Freiheit entlassen.

Und nun kam es zu verwirrenden Merkwürdigkeiten: es meldeten sich bei der Kommission alsbald einige Knaben, die freiwillig geimpft werden wollten, nach ihnen kamen neue und wieder neue, immer umfangreicher wurde die Zahl – nie hat man so viel fröhliche Bereitschaft unter der Suleyker Brut bemerken können, so viel andächtiges Stillhalten. Sie drängten sich vor, jedem konnte es nicht schnell genug gehen mit dem Impfen, sie zeigten schon auf die Stelle, wo sie den Stich hinhaben wollten, na, man wird sich ausmalen, was los war. Ein Wettbewerb hatte eingesetzt, einer suchte den andern zu übertreffen in

der Anzahl der Impfstellen – manch einer hatte es verstanden, sich sechsmal unbemerkt anzuschließen. Und natürlich sparte die Kommission nicht an Tabletten und Medizin, sparte auch ebenso wenig an hygienischen Ermahnungen gegenüber meiner Großtante Jadwiga Plock. „Es empfiehlt sich“, sagte beispielsweise die Kommission, „die Kinderchen aus Tellern essen zu lassen. So etwas verhindert unter anderem die Rachullrigkeit“ – das ist: die Habgier, na und so weiter. Machte, diese Kommission, ihren ganzen Einfluss geltend, um der Gesundheit die Ehre zu geben, und nachdem das geschehen war, reiste sie ab in dem hochoffiziellen Vierspänner.

Doch kaum war sie weg – jeder Prophet wird sofort wissen, was auftrat, nachdem die Kommission weg war –: Krankheit nämlich. Die Plocksche Brut, verurteilt zu Teller und Löffel, bekam Fieber, begann an Appetitlosigkeit zu leiden und schleppte ein Übel herum, das später bekannt geworden ist als die Suleyker Darmnot.

So siechte eine der berühmtesten Suleyker Familien dahin, unter Fieber und bemerkenswerten Verdauungsnoten, und sie wäre wahrscheinlich ausgelöscht worden, wenn Jadwiga Plock, meine Großtante, das Siechtum nicht auf ihre Art beendet hätte: sie verbarg kurzerhand die Teller und stellte, am nächsten Tag, einen riesigen Topf Kohl auf die Erde. Und siehe da: das schon welke Leben begann – sacht, versteht sich – wieder zu knospen, das Fieber blieb langsam weg und schließlich auch die anderen Übelkeiten. Und nachdem, militärisch gesprochen, der Donner verraucht war, ereignete sich das Leber wieder nach Suleyker Art: nämlich blühend.

Der alte Mann und der Frühling

Von Botho v. Berg

Ich glaube, der Frühling hat eine ganz besondere Zuneigung zu alten Knaben, die mit den ersten wärmenden Sonnenstrahlen einmal wieder vors Haus treten, mit dem Spazierstock auf dem Rasen stochern, ob der Frost wirklich schon aus dem Boden heraus ist, die dann kritisch die Luft beschnuppern, ob sie immer noch so scharf in die Lunge sticht.

Da wagt er sich also wieder auf seinen gewohnten Schleichweg, um möglichst unbeobachtet querfeldein mit mehrfachen Verschnaufpausen den bekannten alten Eichenstamm am Waldrand zu erreichen. Da huckt er nun wieder und genießt windgeschützt die Mittagssonne. Trotz Schwerhörigkeit dringen doch hin und wieder einige Vogelstimmen aus den schwellenden Buchenknospen in sein Gehör, eine erste einsame Biene summt, ein Falter gaukelt vorbei an seiner Nase, mit der er den steigenden Brodem des braunen Ackers wittert.

Na ja, denkt er, doch noch einmal den Frühling geschafft, oft wird das nicht mehr sein.

Er verspinnt sich dann wieder in all die Abschiedsgedanken, malt sich dieses und jenes aus, wie und wo sie ihn mal begraben werden, ob einige ihn für ein Weilchen vermissen werden, ihm vielleicht Blumen aufs Grab bringen werden. Das malt er sich alles aus und scheint darüber manches zu vergessen, wofür er eigentlich recht dankbar sein müsste. Erstens kann er noch allein so weit laufen, zweitens haben die

meisten seiner Jahrgänge viel mehr Grund, sich zu beklagen, drittens sonst noch einiges... Aber so ist eben auch dieser Alte. Er möchte doch immer noch manches, was er eben nicht mehr kann. Am liebsten möchte er mit dem Frühling tauschen. Darüber blinzelt er noch ein bisschen in die hellen Sonnenstrahlen und verfällt in ein kurzes Nickerchen.

Da schleicht sich auf Zehenspitzen der Frühling heran. Er hat sich in einen hübschen, schlanken, jungen Burschen verwandelt, genauso wie der Alte einmal war. Dann gaukelt er dem Alten Traumbilder vor, klettert nachts heimlich in ein Fenster, wo ein blondes Mädchen wohnt. Ach, wie selig zittert es um die Lippen des alten Knaben.

Da schreckt ein Lachspecht den Alten jäh empor. Der blickt ganz verlegen nach rechts und links, ob auch niemand gemerkt hat, wovon er träumte. Im Grunde braucht der Alte gar kein schlechtes Gewissen zu haben. Denn alles, was der Frühling mit sich bringt, hängt ja doch irgendwie mit dem Traum des Alten zusammen: Das Knospen, das Schwellen, das Zeugen, das Keimen, das Grünen, das Blühen, all das, was mit Liebe zu tun hat. Auch der Frühling hat das beste Gewissen, winkt dem Alten noch einmal freundlich zu und begibt sich dahin, wo der alte Mann einst jung und glücklich war, wo die Maiglöckchen, der Flieder, der Jasmin so dufteten wie sonst nirgends auf der Welt.

Ach, trautster Mai!

Ich kann mir gar nich fassen,
das Herz, das bubbert mir,
wie soll ich meine Freude
bloß bringen zu Papier!

Ich bin all ganz bedammelt
und seufze tief: „Ach nei!
Was soll ich nu bloß sagen?
Wie scheen is doch der Mai!“

Ich hör de Poggen quaken
am Abend innem Teich,
und setz mir hin ins Grüne
(da is noch bißche weich).

Drum setz ich mir doch lieber
auf einem Stumpen rauf.
Bekriechen mir de Heemskes,
dann steh ich wieder auf.

De Butterblumen blühen,
mein Hundche reckt sich aus.
Um sechs treibt mir das Sonnche
all ausse Federn raus.

De alte Hahnche kräht all
ganz früh aus seinem Stall.
Am Zaunche, inne Sonne,
da riecht es überall!

De Kinder spielen Murmeln
und Greifen aufe Straß,
bloß einer kickt von weitem
und pult sich inne Nas.

Es blühen de Kastanien,
Maikäfers fliegen rum,
ich hör dem ganzen Abend
Jebrissel und Jebrumm.

Und wenn de Arbeit aufhört,
sind all de Knechte da
und spielen schmalzje Lieder
auffe Harmonika.

Alfred Lau

Unser Dorf

Aus einem Aufsatz des Schülers Horst-Heinz Kröger, geschrieben im Sommer 1932

Unser Dorf Maulen ist das schönste weit und breit, sagt der Herr Hauptlehrer. Und nach Ansicht des Herrn Pfarrers sind wir alle sehr deutsch und sehr fromm. Und mein Vater, der Gendarm, meint: Es ist zwar nur ein kleiner Ort, in dem wir zu Hause sind, und viel Aufregendes passiert nicht – aber man muss die kleinen Freuden des Daseins zu schätzen wissen, sonst wird man nie das große Glück erleben.

Also mit anderen Worten: Hier ist es stinklangweilig, so viel man auch drum herum redet. Du kannst ein Kalb vergolden und auf ein Denkmal stellen, es in Seide hüllen und in Öl malen – es bleibt dennoch ein Kalb.

Bei der letzten Volkszählung hat sich herausgestellt, dass in unserem angeblich so schönen deutschen und frommen ostpreußischen Dorf insgesamt 639 Einwohner leben. Und das Verrückte ist: Hier gibt es genauso viele Schweine. Aber schließlich hat alles, was lebt, seine Daseinsberechtigung; da gehören die Schweine ganz selbstverständlich dazu. Rindviecher gibt es sogar in fast dreifacher Menge; vier Fünftel davon sind verlässliche Milchkühe, und ihre Sahne – hier auch Schmand genannt – ist als Stärkungsmittel weit und breit bekannt. Was für eine Stärkung damit bezweckt wird, ist mir allerdings nicht so ganz klar; vielleicht hat das etwas mit der Anziehungskraft zwischen männlichen und weiblichen Wesen zu tun.

Wie viele Gänse, Enten und Hühner bei uns herumflattern, ist nicht genau auszumachen, da diese Tiere ständig ausgewechselt, getauscht, verkauft und verspeist werden. Manchmal kommt auch der Fuchs und sagt zu einer Ente: Du gefällst mir, begleite mich, gehen wir mal groß speisen. Er muss bloß aufpassen, dass er dann im Wald nicht einem Wolf begegnet – denn die beiden vertragen sich nicht; wohl weil sie einander zu ähnlich sind. Am liebsten mag ich Pferde. Und Hunde. Auf zehn Einwohner kommt ein Pferd, auf etwa zwanzig Menschen ein Hund. Allerdings werden die Hunde von Maulen in den meisten Fällen nicht ordnungsgemäß registriert und damit – klagt der Herr Bürgermeister – auch nicht richtig besteuert. Warum muss eigentlich ein Hund Steuern bezahlen wie ein Mensch? Vielleicht, weil Hunde und Menschen so eng zusammenleben. Es gibt ja sogar Hunde, die mit in den Betten schlafen dürfen; und wenn alle zugedeckt sind, kann man nicht genau unterscheiden, ob der Hund ein Mensch ist oder der Mensch ein Hund.

Zu unserem Dorf gehört selbstverständlich eine Kirche, und zur Kirche gehört der Pfarrer. Der bringt da manchmal Sachen heraus, dass man nur so staunen muss. Einmal hat er gesagt: Alle Menschen sind schließlich Gottes Kinder, auch die Säufer und die Sündenböcke. Neulich ist er sogar im Gasthaus gewesen, als da

gerade eine Schlägerei im Gange war. Er hat sich in die Mitte gestellt und die Männer laut beschimpft. Tiere fallen übereinander her, weil sie nicht denken können, hat er gesagt; von den Menschen aber sollte man mehr erwarten dürfen.

Das Gasthaus, das sehr geräumig ist, mag er nämlich nicht, der Herr Pfarrer. Weil die Männer auch am Sonntag lieber dort sitzen als in der Kirche. Und wenn sie so allerlei getrunken haben, führen sie lästerliche Reden. Der Pfarrer hat ja keine Ahnung, erzählen sie dann. Hat der liebe Gott vielleicht die Kirche gebaut? Aber das Bier hat er gemacht und den Schnaps. Was wahre Werte sind, ist ja sowieso ungewiss; auch Mist kann überaus nützlich sein.

Oder sie geben Witze zum Besten. Ich hab mich an einem Abend am offenen Fenster aufgehhalten und zugehört. Einer war da gerade aufgestanden und hat laut gerufen: „Entschuldigung“, meinte der Hahn und stieg von der Ente, „schließlich kann sich jeder mal irren.“ Und dann haben alle fürchterlich gelacht.

Noch viel größer als das Gasthaus ist unser Gemeindesaal, auf den wir stolz sind, weil wir dort jedes Jahr unsere Feste feiern können. Feste brauchen alle Menschen, und die in Maulen sowieso. Der Vater von einem Freund hat das meinem Vater mal erklärt: Du glaubst mühselig und beladen zu sein, solange du lebst – aber hast du schon mal drüber nachgedacht, was hinter dem Leben kommt? Wie? Na, siehst du, deswegen müssen wir feiern, solange wir das können!

Drei von unseren Maulener Festen stechen besonders hervor. Dabei handelt es sich einmal, unmittelbar

nach der Herbsternste, um den Ball der Freiwilligen Feuerwehr, verstärkt durch den Turn- und Sportverein. Zweitens um das unvermeidliche gemeinsame Weihnachtsfest, das am ersten Feiertag anfängt und bis zum Neujahrstag dauert. Drittens schließlich um das Frühlingsfest, bei dem fast immer die Sonne scheint.

Das wird aber von unserer Hebamme, die beim Kinderkriegen dabei sein muss, jedes Jahr mit Sorgen erwartet. Im Frühjahr kommen nämlich die meisten Babys auf die Erde, und oft gibt es Streit unter den Eltern, wenn der Vater seinen neuen Sohn anschaut und zu seiner Frau misstrauisch sagt: Der sieht mir aber überhaupt nicht ähnlich!

Außer den drei großen Festen gibt es noch viele andere, zum Beispiel zur Sonnenwende, oder wenn es sehr lange geregnet hat, oder einfach einmal so. Gefeiert wird je nach Bedarf. Und der Bedarf ist gewiss groß.

Ein beständiges Problem in unserem Dorf sind die sogenannten Fremdlinge. Auch als die Andersgläubigen bezeichnet. Gemeint sind die Polen, manche sagen Pollacken. So neun oder zwölf Stück davon sind immer hier; sie arbeiten das ganze Jahr über bei Bauern und beim Gutsbesitzer. Zur Erntezeit jedoch erhöht sich deren Zahl ganz erheblich, besonders wenn es um unsere Kartoffeln geht. Dann werken hier manchmal einhundert oder mehr von dieser Sorte im Akkord vom Morgengrauen bis in die Abenddämmerung hinein. Die nahe Grenze macht es möglich, dass sie sofort kommen können, wenn wir sie benötigen.

Schlafen müssen sie in Scheunen oder in Arbeitsbaracken. Doch abends,

sobald es ein bisschen dunkel wird, versuchen sie immer wieder auszu- brechen in Richtung Gasthaus. Dann werden sie von sogenannten Ord- nungskräften abgefangen, weil so was angeblich nicht gut gehen kann. Aber eigentlich sind es doch Men- schen wie wir auch, und nach der Ar- beit haben sie genau solchen Durst. Wie überall gibt es selbstverständlich auch in Maulen die Politik. Bei jeder Wahl dominiert hier die Deutschnatio- nale Volkspartei, angeführt vom Herrn Major und Rittergutspächter, mit min- destens siebzig Prozent; darunter läuft nichts. Kommunisten haben bei uns keine Chance, wozu denn auch. Immerhin existieren in unserem Dorf so zwischen drei und sechs Perso- nen, die jedes Mal sozialdemokratisch wählen. Aber um wen es sich dabei handelt, weiß niemand genau. Die Be- treffenden bekennen sich nicht dazu,

jedenfalls nicht öffentlich. Sie werden schon wissen, warum. Neuerdings sind sogenannte Natio- nalsozialisten bei uns aufgetaucht. Sie verhalten sich ziemlich gesittet, ma- chen sich nicht allzu breit. Das geht auch gar nicht, denn diese Deutsche Arbeiterpartei kommt über fünfzehn bis zwanzig Prozent nicht hinaus – NOCH nicht, sagen einige Leute. Das kratzt uns alles überhaupt nicht, meinen die Bauern hier. Wir arbeiten wie immer, und wir feiern unsere Feste wie immer, und wir wollen unsere Ruhe haben wie immer. Wir fühlen uns mit unserem deutschen Vaterland ver- bunden, und wir vertrauen auf unse- ren Herrgott. Das ist gut und richtig und wird es auch immer bleiben. Hoffentlich haben sie Recht.

Aus: Die seltsamen Menschen von Maulen. Heitere Geschichten aus Ost- preußen von Hans Hellmut Kirst.

Alt werden nur die anderen ...

Habt ihr euch auch schon einmal dabei erwischt, als ihr nach anderen in eurem Alter geschaut und gedacht habt: „So alt kann ich nicht aussehen“?

Als ich zum ersten Termin im Wartezimmer meiner neuen Zahnärztin saß, sah ich eine ihrer Urkunden, die ihren vollständigen Namen trug. Plötzlich erinnerte ich mich, dass ein schlankes, fleißiges Mädchen mit dem gleichen Namen im Gymnasium in meiner Stufe war, vor mehr als 35 Jahren.

Als ich die Ärztin dann jedoch sah, verwarf ich sofort jeden diesbezüglichen Gedanken. Diese dicke Frau mit den tiefen Falten im Gesicht und den Glas- bausteinen vor den Augen war viiiieel zu alt, um in meiner Klasse gewesen zu sein,

Nachdem sie meine Zähne untersucht hatte, fragte ich sie dann doch, ob sie das Gymnasium St. Michael in Ahlen besucht hätte.

„Ja“, antwortete sie.

„Wann haben Sie Ihr Abi gemacht?“

„1971. Warum“?

„Sie waren in meiner Klasse“, antwortete ich.

Sie betrachtete mich ganz aufmerksam aus der Nähe und fragte dann:

„Was haben Sie unterrichtet?“

Das außergewöhnliche Schicksal eines Altars

Von Bruno Mischke



Der Altar in der Marienburg

Unweit von Braunschweig, genauer zwischen dem Städtchen Meine und der Autostadt Wolfsburg, liegt der kleine Ort Wedesbüttel mit dem dortigen Gut Wedesbüttel. Das Gut gehört der Familie von Knobelsdorff, die dieses Gut im Jahre 1909 erwarb. Etwa um das Jahr 1500 wurde auf diesem Gelände eine etwas größere Gutskapelle von den damaligen Besitzern, der Familie von Campe, erbaut. Zum Bau dieser vorreformatorischen Gutskapelle gibt es leider keine Urkunden mehr. Ihr Grundriss gleicht jedoch dem Sakralbau aus dem nahe gelegenen Ort Calberlah aus dieser Zeit, daher diese Jahresfestlegung.

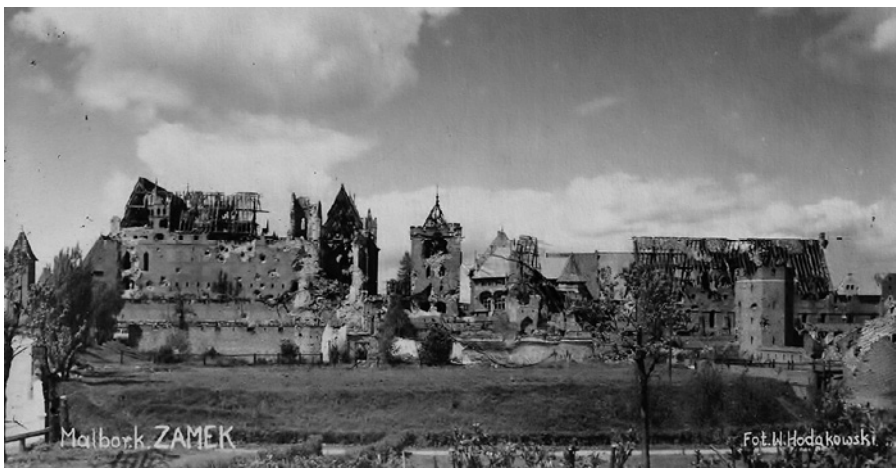
Aus dieser Zeit stammt auch der Altar dieser Kapelle. Leider konnten Urkunden über den Erwerb und den Künstler, der diesen Altar schuf, bisher nicht ermittelt werden. Dieser vor etwa 500 Jahren hergestellte spätgotische Altar ist ein Triptychon, dessen zentrale Figur ist die Gottesmutter mit Kind. Maria steht vor Sonnenstrahlen, als „Frau, die von der Sonne umhüllt ist und der Mond unter ihren Füßen liegt“. Rechts von ihr steht die Figur der hl. Katharina, links die des hl. Kanuts. In den Seitenflügeln befinden sich die Figuren der zwölf Apostel. Es wird vermutet, dass der Schöpfer des Altares der bekannte deutsche Bildhauer Tilman Riemenschneider ist.

Stifter des Altars war die Familie von Campe, die damaligen Besitzer von Gut Wedesbüttel. Die nachfolgenden Besitzer, etwa ab dem Jahre 1650, war die Familie Freiherr Grote. Der letzte Besitzer, Freiherr Wilhelm Grote, verstarb am 3. November 1902. In seinem Testament vermachte er den Altar, der damals bereits mehrere hundert Jahre in Wedesbüttel gestanden hatte, dem deutschen Kaiser Wilhelm II. Vermutlich wollte er mit dieser Schenkung seiner Familie einen gewissen Einfluss am kaiserlichen Hofe in Berlin sichern. Im Jahre 1909 erwarb die Familie von Knobelsdorff Gut Wedesbüttel von der Witwe Freiin Charlotte Johanna Grote. Der Altar war bereits vorher nach Berlin verbracht worden.

In den Jahren nach dem gewonnenen Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 flossen erhebliche Reparationszahlungen aus Frankreich an das deutsche Kaiserreich, die unter anderem auch zur Restaurierung vernachlässigter Bauwerke verwendet wurden. So wurde auch die Marienburg in

Westpreußen, deren Bausubstanz sehr gelitten hatte, in den Jahren 1897 bis 1903 restauriert. Etwa im Jahre 1903 ließ Kaiser Wilhelm II. den Wedesbütteler Altar in die Marienkirche der restaurierten Marienburg bringen, wo er vor dem Chorraum der Kirche aufgestellt wurde. Sein spätgotisches Schnitzwerk passte hervorragend in die spätgotische Ausstattung dieser Kirche.

Das Schicksal des Altars wurde jedoch im Jahre 1945 dramatischer. Die sowjetische Armee rückte im Jahre 1945 immer weiter in Ostpreußen vor, so dass bereits am 26. Januar die ersten Panzerverbände in das Stadtzentrum von Marienburg vorzustößen versuchten, um sich der noch intakten Nogatbrücke zu bemächtigen. Dieser Angriff konnte jedoch zurückgeschlagen werden. Um das schnelle Vorrücken der russischen Armee aufzuhalten und größere russische Kampfeinheiten zu binden, wurden Stadt und Burg zur Festung erklärt, die sich möglichst lange verteidigen sollten.



Die Marienburg 1945

Während dieser Zeit muss doch noch irgendeine Behörde angeordnet haben, wenigstens einige wertvolle Exponate aus der Marienburg auszubauen und in versteckten Bunkern unterzubringen, da man vermutete, dass die Burg als Festung weitgehend zerstört würde. Was dann nach fast sechs Wochen Verteidigung auch geschah. Zum Glück war auch der Altar aus Wedesbüttel ausgebaut und irgendwo in einem Bunker versteckt worden, so dass er die fast totale Zerstörung der Marienburg halbwegs unbeschadet überstanden hat.

In die Stadt Marienburg und Umgebung wurden nach Ende des Krieges Polen angesiedelt, die man mit ihrem katholischen Pfarrer Feliks Zawitzki aus Wolhynien/Ukraine ausgewiesen hatte. In der Stadt hatte nur eine Kirche die Kriegshandlung leicht beschädigt überstanden. Somit konzentrierte sich in ihr auch ausschließlich das kirchliche Leben mit Pfarrer Zawitzki. Etwa in den Jahren 1946/47 besuchte der damalige Bischof des Ermlandes Wilczynski die Stadt Marienburg und

traf sich dabei mit Pfarrer Zawitzki. Dieser fragte ihn, ob er nicht einen entsprechenden Platz für einen Altar habe, der die Zerstörung der Burg und der Stadt in einem Versteck überstanden habe. In diesem feuchten Verlies könne er nicht länger bleiben, und in der Stadt gebe es keine unbeschädigte Kirche, wo er ihn unterbringen könnte.

Bischof Wilczynski entschied sich dafür, den Altar in die Allensteiner Kathedrale zu holen. Da der Altar durch die Auslagerung in das Versteck bereits gelitten hatte, ließ Bischof Wilczynski ihn auf eigene Kosten in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts restaurieren. Er muss zu diesem Altar, den er durch die Mitnahme in die Allensteiner Kathedrale wahrscheinlich vor weiteren Schäden bewahrt hatte, eine besondere Beziehung aufgebaut haben, denn in seinem Testament wünschte er sich, im Falle seines Todes in der Nähe „seines“ Altares bestattet zu werden. Das geschah auch. Sein Grab mit Grabplatte befindet sich in Altarnähe in der Kirche.



Der Altar in der Kathedral-Basilika St. Jakobus d. Ä. in Allenstein/Olsztyn

Die Patronatsfamilie von Knobelsdorff, sowie die mit ihr befreundete Familie Wehmann hatten Kontakt mit dem Autor aufgenommen und vereinbart, nach Olsztyn/Allenstein zu reisen, sich dort zu treffen und dann den Altar aufzusuchen, der vor Jahrhunderten in der Kirche ihres Gutes gestanden hat. Vor dem Altar stehend konnten sie ihre Rührung kaum verbergen, dass er auch heute noch seine Rolle als wertvoller Gegenstand der Anbetung erfüllt, und dies in einer altherwürdigen Kathedrale.

„Wir wussten lange nicht, ob der Altar die Kriegswirren überhaupt überstanden hat. Deshalb freut es uns umso mehr, als wir sehen konnten, dass er einen so schönen Platz in der Kathedrale in Olsztyn/Allenstein gefunden hat“, sagte Frau Heike von Knobelsdorff. Und sie fügte hinzu: „Das ist ein kleiner Beitrag zur Vertiefung der deutsch-polnischen Freundschaft.“

Auch dem Heimatforscher Otto Schapper-Rintel gebührt Dank, der vor der 500-Jahrfeier der Wedesbütteler Gutskirche die Suche nach dem verschollenen Altar aufgenommen und die Spur in Richtung Berlin und Polen gefunden hat. Auch er betont, dass es ihn sehr freut, dass dieses wertvolle sakrale Kunstwerk den Krieg überstanden und einen würdigen Platz in einer so bedeutenden Kirche bekommen hat.

Die Patronatsfamilie von Knobelsdorff und Familie Wehmann trafen sich auch mit dem Domherrn der Cathedral-Basilika St. Jakobus d. Ä. in Olsztyn/Allenstein. Dazu sagte Domherr Dr. Andrzej Lesinski: „Ich konnte sehen, dass die Patronatsfamilie sehr erfreut und stolz darauf ist, den Altar in unserer schönen Cathedral-Basilika wiederzufinden.“ Über ein halbes Jahrhundert nach der Restaurierung des Altars durch Bischof Wilczynski ist eine erneute Restaurierung jedoch unumgänglich.

Der Bischof als Monteur

Wenn der Bischof von Ermland nach Allenstein kam, war das ein großes Ereignis. In die festlich geschmückte Altstadt rollte der erlauchte Gast dann im Vierspänner in die Stadt.

Aber auch Bischöfe gehen mit der Zeit. So entschied sich in den dreißiger Jahren Bischof Maximilian Kaller, seine Fahrten durch Ostpreußen im Auto zu machen. Er hatte Freude daran, selbst zu fahren, auch wenn das damals recht ungewöhnlich für einen Bischof war. Allerdings nahmen die Straßen auf das Auto eines Bischofs keine besondere Rücksicht. Als bei der Fahrt nach Allenstein der Bischof bereits im feierlichen Gewand am Steuer saß, passierte es bei Diwitten, dass einer der Reifen seinen Geist aufgab. Dazumal war es mit den Ersatzreifen nicht unbedingt zum Besten bestellt, so dass der Bischof sich wohl oder übel an das mühsame Geschäft eines Reifenwechsels machen musste. Seine Kleidung war auf solche Dreckarbeit nicht eingestellt, so dass der Bischof alle Zeichen eines Automonteurs mit sich trug. Die Allensteiner, die von der Panne nichts wussten, waren zuerst doch etwas betreten, dass ihr Bischof für diesen festlichen Anlass nicht gerade würdig bekleidet schien. Und so ganz sauber waren seine Hände wohl auch nicht .

Impressionen vom Tag der Minderheiten 2015

Man sollte sich zwar nicht selbst loben, aber im vergangenen Jahr verdiente unser Fest besondere Anerkennung. Am 6. Juni war alles auf unserer Seite. Wunderschöner Sonnenschein, wolkenloser Himmel, fast 30 Grad - was kann man sich noch mehr wünschen, um ein Fest unter freiem Himmel mit tollen Minderheitsgruppen zu feiern? Dank der guten Zusammenarbeit zwischen allen Gruppen konnten wir eine angenehme Zeit miteinander verbringen.

Um 10 Uhr begann der Tag der nationalen Minderheiten im Ataman, einer Anlage der Kosaken am See in Göttendorf. Bereits die Umgebung machte einen großen Eindruck auf unsere Gäste. Dieses Jahr waren die Weißrussen unsere Ehrengäste, sie zeigten sich als eine sehr aktive, offene und vielseitige Minderheitsgruppe.

Traditionell leitete Domherr André Schmeier unsere Veranstaltung mit einem Feldgottesdienst ein. Sehr erfreulich war auch die Anwesenheit zahlreicher Gäste. Dieses Jahr beehrten uns mit ihrer Anwesenheit der Ministerialrat in der Abteilung für Religionsfragen sowie Nationale und Ethnische Minderheiten im Ministerium für Verwaltung und Digitalisierung in Warschau Jarosław Matecki, die stellvertretende Oberbürgermeisterin der Stadt Allenstein Halina Zaborowska-Boruch, die Woiwodenbeauftragte für nationale Minderheiten Joanna Wańkowska-Sobiesiak, der Honorarkonsul der Bundesrepublik Deutschland in Allenstein Wojciech

Wrzecionkowski, der Vorsitzende der Stadtgemeinschaft Allenstein in Geltenkirchen, Gottfried Hufenbach, sowie der ehemalige Oberbürgermeister der Stadt Allenstein und Marschall der Woiwodschaft, Andrzej Ryński.

Der Vertreter der weißrussischen Volksgruppe, Herr Doroteusz Fionik, hielt einen Vortrag zur Lage der weißrussischen Bevölkerung in der Republik Polen. Danach begann der kulturelle Teil des Festes, den unsere Ehrengäste eröffneten. Zuerst bewunderten wir die weißrussische Gruppe Pudlaski aus Schloßberg. Die älteren Damen stellten uns einen Teil ihrer Kultur durch weißrussische Volkslieder dar. Anschließend präsentierte sich die Tanzgruppe Saga aus Bartenstein, die in ostpreußischen Trachten auftrat. Die Tanz- und Gesangsgruppe Dumka von der ukrainischen Schule in Landsberg sorgte ebenfalls für eine gehörige Portion Begeisterung. Alle Chöre, Musik- und Tanzgruppen beeindruckten die Teilnehmer des Festes sehr. Ihre Auftritte waren so faszinierend, dass man sich in eine andere Welt versetzt fühlte. Auch die Gruppe der Podlachiener Weißrussen Żemerwa, der Chor und die Tanzgruppe der Neidenburger Gesellschaft der Deutschen Minderheit, der Chor Legende aus Stabigotten, die Gruppe für romanische Kultur Hitano aus Allenstein, die weißrussische Gesangsgruppe Mańka, sowie der Chor Vaterhaus der AGDM fanden großen Anklang.

Anna Kazanska



















Nach 50 Jahren rollt sie wieder - die Allensteiner Straßenbahn



Bereits 1907 verfügte die Stadt Allenstein unter Oberbürgermeister Oskar Belian über eine Straßenbahn, deren Betrieb Mitte der 60er Jahre eingestellt wurde. Nun verfügt die Stadt wieder über ein ökologisches Verkehrsnetz. Drei neue und lange geplante Straßenbahnlinien wurden in Betrieb genommen.

Am 19. Dezember 2015 um 12 Uhr war es so weit: Vor dem Rathaus in Allenstein eröffnete Stadtpräsident Piotr Grzymowicz offiziell die erste Linie des neuen Straßenbahnnetzes, die vom Hauptbahnhof nach Jomendorf führt. Am 27. Dezember folgte Linie 2 von Jomendorf zum Hohen Tor, an Silvester nahm Linie 3 vom Hauptbahnhof zur Julian-Tuwim-Straße bei der Ermländisch-Masurischen Universität den Betrieb auf. Bis zum Jahresende konnten die Bürger der Stadt die Straßenbahnen gratis nutzen.

Mit dem 2006 eingereichten EU-Projekt wurde Allenstein die erste polnische Stadt, die ein Straßenbahnnetz neu einrichtet. Einige Gründe dafür fasste Grzymowicz zusammen: „Im Stadtzentrum haben wir Probleme mit den Grenzwerten für Luftschadstoffe. Mit einem guten öffentlichen Personennahverkehr, zum Beispiel mit Straßenbahnen, die in engem Zeittakt jeweils 200 Personen transportieren können, senken wir die Emissionen, auch die Zahl von Verkehrsunfällen, und somit gesellschaftliche Folgekosten.“



© Marcin Kierul

Terminverschiebungen und Verspätungen in der Projektrealisation, zuletzt auch gleichzeitige Baustellen an vielen Stellen der Stadt, sorgten für Unmut bei den Bürgern. Das sei einerseits verständlich, so Mirosław Arczák, der Bevollmächtigte Allensteins für die Entwicklung der Fahrradkommunikation, aber: „Die Straßenbahn hätten wir in drei Monaten bauen können. Doch im Projekt waren auch der Austausch von Gas- sowie zum Teil 100 Jahre alte Wasser- und Abwasserleitungen integriert, die Neugestaltung von Straßen und Begleitgrün, frische Straßendecken sowie Fahrrad- und Gehwege.“

Im Oktober waren planmäßig 50 Jahre nach der Einstellung der ersten Straßenbahn die Bauarbeiten am Gleiskörper beendet. Seither trainieren die Straßenbahnfahrer, die letzten Schwierigkeiten entlang der Strecken werden beseitigt, Haltestellen und Grünflächen fertig gestellt. Stellenweise wird sogar mit Gras zwischen den Schienen experimentiert. Andrzej Karwowski, der Leiter des Straßenbahnprojekts im Allensteiner Rathaus, erklärt das mit Lärminderung: „Das grüne Gleisbett ist ein Element, das wir in der Wincenz-Witos- und Bischof-Tadeusz-Ploski-Straße einführen. Zum einen ist das eine Frage der Ästhetik, zum anderen verlaufen die Gleise hier sehr nah an Wohngebäuden. Das Gras dämmt Fahrgeräusche ab, wie Erfahrungen aus Stettin zeigen.“ Ist der Versuch erfolgreich, soll diese Methode auch an anderen Stellen in Allenstein angewandt werden.

Auf die Bewohner der Stadt warten jetzt geänderte Ampelschaltungen, noch nicht gewohnte Verkehrsteilnehmer in Form von Radfahrern und der Straßenbahn, aber auch das Erlebnis von Fahrten mit dem neuen Transportmittel.



© Marcin Kierul



Ausprobieren konnten sie dies am Tag der offenen Tür der Allensteiner Verkehrsbetriebe am 6. Dezember 2015. Neben einer Freifahrt zum Bahnhof und zurück gab es eine riesige Torte in Form einer Straßenbahn und Geschenke

vom Nikolaus, der an diesem Tag in Grün gekleidet war – in der Farbe, welche die Allensteiner für ihre Straßenbahn gewählt haben.



Fünf Tage später, am 11. Dezember, transportierte diese einen Weihnachtsmann im traditionell roten Mantel vom Hohen Tor nach Jomendorf. Aus Rovaniemi in Lappland, der Partnerstadt Allensteins, war der dort beheimatete Heilige zum 7. Ermländischen Weihnachtsmarkt gekommen und besuchte anschließend die Kinder der Maria-Fatima-Gemeinde am anderen Ende der Strecke der Straßenbahn. Seit dem 19. Dezember können nicht nur er, sondern alle Allensteiner die Straßenbahn nutzen. Und während die Fahrzeuge auf den ersten Strecken ihren Dienst beginnen, laufen bereits die Vorbereitungen für den Bau eines zweiten Abschnitts, der voraussichtlich von Jomendorf über Bergenthal in Richtung Bahnhof führen wird.

Uwe Hahnkamp

Neue Stadtbusse

Seit Anfang 2015 fahren 18 neue Stadtbusse auf den Straßen Allensteins. Zehn davon sind Fahrzeuge, die 12 Meter lang sind, acht weitere sind 18 Meter lange Gelenkbusse. Diese Busse sind klimatisiert und behindertengerecht ausgestattet. Sie verfügen über einen Bordcomputer und automatische Anlagen, die jeweils die nächste Bushaltestelle ausrufen. Ihre Türen sind für Blinde in Brailleschrift gekennzeichnet. Die Kaufkosten für die Busse betragen 18 Millionen Zloty. Alle Fahrzeuge sind wie die Straßenbahnen limon-stahlfarben angemalt, was den Empfehlungen zur Verschönerung der Stadt entspricht.

Der Wiesenschnarrer

Von Gustav Baranowski

Heute ist Johannisabend. Die Jungkerle haben die Teertonne fertiggemacht und schleppen sie hinaus auf den Kalkberg, wo alljährlich das Johannisfeuer abgebrannt wird. Der Baum mit der ragenden Tonne wird festgerammt, und schon lodert und glost die Flamme in die Sommernacht. Eine Harmonika klingt auf, und im Schein des Feuers wogt ein bunter Reigen um die Flamme. Und rings aus dem Hell-Dunkel der Sommernacht blinken Feuer von fernen Bergen. Sie tragen die uralte Kunde von der Mittsommernacht durch die heimatlichen Gaue.

Mine Perkun steht ein wenig abseits. Wo nur der Hans sein mag? Ohne ihn will sie nicht teilnehmen an dem lauten Tun der anderen. Doch der Zauber dieser Nacht hat auch sie gepackt. Sie will sich einem guten Geiste anvertrauen und schreitet langsam den Berg hinunter und dann den Wiesenpfad entlang, dem See zu. Über dem See steht die schmale Sichel des Mondes. Die Luft singt leise vom Geflirre und Gesirre unsichtbarer Lebewesen. Aus der Wiese erklingt der warme Ruf des Wiesenschnarrers: Scharp, scharp – hau sacht!

Lange Dach – korte Nacht!

Zauberhaft - diese Nacht mit ihrer tausendstimmigen singenden Stille.

Während das Mädchen langsam den Pfad entlang schreitet, fallen ihm allerlei Bräuche ein, die dem Zauber dieser Nacht entstiegen sind und die Zukunft entschleiern sollen. Alle gelten sie der Liebe, dem seltsamen Sehnen in der Brust. Doch was soll ihr dieses Spiel?

Sie hat ja ihren Hans, und sie ist seiner so sicher wie ihrer selbst. Doch diese Nacht erheischt auch von ihr einen Zoll. Eine Bangigkeit, eine Frage an das Schicksal. Sie hat die vier langen Schmähalme bereits gepflückt, und ihre Hände streichen glättend drüber hin. Schon hat sie mit geschlossenen Augen je zwei an den unteren und oberen Enden verknüpft. Zwei glatte Ringe müssen es werden, zwei bedeutungsvolle Ringe. Aus neunerlei Kraut flicht sie dann ein Kränzlein, wobei das neunte als Windehalm dient. Unten am See wird sie sich rücklings gegen einen Baum stellen und das Kränzlein über den Kopf in die Krone werfen. Wird der erste Wurf gelingen? Wird's in der Krone hängen bleiben?

Auch Hans Bartnik ist um diese Zeit allein unterwegs. Doch für sein Tun ist diese Nacht eine willkommene Gelegenheit, ein schützender Mantel. Hans Bartnik war vor wenigen Tagen Vorarbeiter geworden. Damit trat er die Nachfolge seines Vaters an, der bei der vorjährigen Ernte einen tödlichen Unfall erlitten hatte. Aus dem Sattel, hinweg von der ersten Peitsche, hatte ihn der Gutsherr auf diesen Posten berufen.

„Vom Pferde Rücken sieht die Welt ganz rosig aus. Du hast zu wenig um die Ohren, mein Junge. Du musst raus aus dem Sattel, herunter, mit beiden Füßen auf die Erde.“ So hatte der Graf gesagt. Und wahrhaftig, die Welt sah auf einmal ganz anders aus. Vertrauen, Pflicht, Vorbild, Ehre – alles Dinge, die er, der Hans Bartnik, bei anderen sehr wohl suchte und

schätzte, aber für sich selbst nur in Anspruch nahm, wenn es um persönliche Belange ging. Jetzt traten sie fordernd an ihn heran. Da waren nun die zwei Butzen im See, die ihm in den Sommermonaten wöchentlich zwei Fischgerichte lieferten. Das war Wildfischerei, mit der Ehre eines Vorarbeiters nicht vereinbar. Und dann die Mine! Sie würde als seine Frau ihm keine gewilderten Fische kochen. Diese Fanggeräte mussten weg! Schluss damit für immer! Heute Nacht will er sie holen. Der Kahn steht unter der Meierei, bei der Pferdeschwemme, die Ruder liegen im Schilf.

Lautlos stößt er ab, stakt sich mit der Trimp ins tiefe Wasser. Die Ruder umwickelt er mit Lappen, so dass sie weich und geräuschlos in den Dollen spielen. Er rudert in langen Zügen quer über den kleinen See, hin zum Auslauf des Kirchhofgrabens. Zwischen Kampen und Schilf findet er die beiden Drahtreusen. Er hebt sie aus dem Wasser und schüttet die gefangenen Fische wieder zurück in den See. Die Reusen nimmt er in den Kahn und rudert hinaus ins Tiefe. Dort knutscht und knüllt er die drahtenen Fanggeräte zusammen, dass sie keinen Fisch mehr überlisten können und versenkt sie im See. Da steigen Blasen auf, jetzt liegen sie auf dem Grund – nun ist er zufrieden. Am liebsten möchte er den Daumenpfiß loslassen; aber er will sich nicht verraten.

Er setzt sich auf den Hecksitz, nimmt das kleine Handruder und lässt den Kahn lautlos am Rohrwald entlang gleiten. In dem dunklen Ufergebüsch wuchtet die Nacht. Ein aufgescheuchtes Blässhuhn ruft sein helles „Tiek –

tiek“. Unter den Ellern am Otterkampen orgelt die Rohrdommel. Dahinter im Klee ruft der Wiesenschnarrer. Drüben die vertrauten Lichter aus den Gutshäusern, darüber die helle Lichterreihe aus den Schlossfenstern. Rechter Hand auf dem Kalkberg wabert das Johannisfeuer. Lodernde Fetzen fallen zur Erde. – Und die Mine, seit ein paar Tagen hat er sie nicht gesprochen. Er traut sich nicht hinzugehen und zu sagen: Wisst ihr, ich bin Vorarbeiter geworden! – Seine Gedanken wollen trübe werden, und als er sich umblickt, da hüpfert und tanzt der Mond wie närrisch auf den Wellen, die der Kahn in den See sendet.

Da hört er auf der Landseite des Schilfrohes, keine zwanzig Schritt weit entfernt, ein Plätschern, einmal, zweimal. Da ist die Blänke mit dem hüfttiefen Wasser und dem sandigen Grund, wo die Schulmädchen immer baden. Aber jetzt, in der Nacht! Es mag ein Fisch sein oder ein Vogel. Doch da ist es wieder, das Plätschern. Hans steht leise auf und linst über die Rohrspitzen. Er steigt auf die Ruderbank, und da sieht er's: Wirklich, dort badet jemand – eine Frau ist es, ein Weib. Mondbeschiene schöpft sie das Wasser und lässt es über Brust und Schultern rieseln. Hans streicht sich mit der Hand über die Augen. Was ist das? – Sind in dieser seltsamen Nacht Wasserfrauen unterwegs, narret ihn ein Spuk? – Sicher ist es ein Spuk, ein tückischer Wassergeist, der jetzt den Kahn ins Schwanken bringt, so dass ein Ruder dumpf auf die Bank schlägt. Drüben ein verhaltener Schrei. Hans sieht die nackte Gestalt über die Blänke zum Ufer laufen und hinter einem Busch ver-

schwinden. Doch, dass der Haarknoten sich löste und in zwei Zöpfen über den Rücken niederfloss, ist ihm nicht entgangen.

„Mine, keine Angst, ich bin's!“ fliegt es leise über das Röhricht zum Ufer hin.

„Hans, du?“ kommt es fragend zurück. Hans packt die Trimp, und mit mächtigen Stößen zwingt er den Kahn durch den Rohrwald: „Ich komme!“ In langen Sätzen fliegt der Kahn über die Blänke und knirscht auf den Sand. Er springt ans Ufer, da steht sie auch schon vor ihm, fix und fertig angezogen, nur das Haar ist noch nicht aufgesteckt. Da greift er in die Zöpfe, zieht ihren Kopf nach hinten und drückt sie fest an sich. Dann fasst er sie um Knie und Schultern, hebt sie auf und lässt sie behutsam ins Gras gleiten. Sie wehrt sich nicht, gibt sich ganz in seine Hand. Er setzt sich zu ihr, neigt sich über sie und flüstert: „Du, heute ist Johannisnacht –.“ Sie liegt da. Der Zauber dieser Nacht wird über ihr zu einer dunklen Wolke von Begehrlichkeit – sie bebte leise. Als er ihr Gesicht streichelt, ist seine Hand feucht. Da lässt er von ihr ab, schlägt seine Fäuste um die Knie und starrt auf die Blänke, die im Dunkel des Schilfwaldes leise aufschimmert. Drüben, über den Büschen des jenseitigen Ufers steht der Mond.

„Du halbe Handvoll Mond“, murmelt Hans vor sich hin, „du und ich, wir zweibeide haben sie gesehn, so wie sie der Herrgott gemacht hat. Du bist dabei kalt und ungerührt geblieben, das will ich meinen, du wunderlicher Kauz. Aber du glaubst schadenfroh, ich Windhund, ich werde sie nehmen mit all ihrer Scham und Unschuld. Hast dich diesmal geirrt. – Damals, mit der Emma, da warst du auch dabei, du Gauner, und stecktest dein rundes, grinsendes Gesicht auf. Schäm dich, alter Strauchritter!“ So spricht er vor sich hin, und Mine versteht ihn in seiner Not und in seinem Glück.

„Komm“, sagt er rau, „du wirst dich verkühlen, nimm meine Jacke.“ Und dann packt er sie wieder wie vorhin und trägt sie in den Kahn, setzt sie auf die Steuerbank. Er stößt ab, stemmt seine Hacken in die Bodenleiste und rudert hinüber zur Meierei. Die Lichter im Gut sind verlöscht. Hie und da hallt noch ein gedämpfter Ruf durch die Stille, eine Gartenpforte knarrt, eine Haustür schlägt. Als er den Kahn festmacht, bleibt sie – wartend – im Heck sitzen. Er verstaut die Ruder im Schilf. Dann stapft er barft durchs flache Wasser zu ihr hin. Als er sie ans Ufer trägt, wirft sie ihre Arme um seinen Hals und küsst ihn lange und innig.

Ostpreußen-ABC

Als vor siebenhundert Jahren
die Preußen noch die Prussen waren,
da sprach man hier nicht Deutsch, nicht Russisch,
sondern einfach altes Prussisch.
Die Sprache ist verschwunden jetzt,
gesprochen wurde sie zuletzt
um 1500 ungefähr.
Heute gibt's kaum 100 Wörter mehr.

Die Worte mit der Endung „odder“,
wie Kodder, Schnodder und Lachodder,
auch Schossels, Schlorren und Spirkuks
und Wruken, Lorbass oder Dubs,
auch Kalibratsch und Plauksch und Plon,
die kannten unsere Väter schon.

Namen, die mit „nick“ beschließen,
gehören ebenfalls zu diesen.
Auch Perbandt, Kilgis und Kalnein,
das sollen alte Prussen sein.
Selbst der gewaltige Gott Perkun
Läuft heut' als Eigenname 'rum.

Nun haben diese Worte kaum
verlassen ihren Ursprungsraum;
Berlin sagt allerdings noch „schnoddrig“,
und wenn wem mies ist,
ist ihm „koddrig“.

Doch ein Wort machte die Karriere,
auch dem Objekt gereicht's zur Ehre.
Es handelt sich auch um was Rechtes;
Und die, die weiblichen Geschlechtes,
und die, sofern sie unbenamt,
bei uns „Marjellchen“ sind genannt.

Marjellchen ist ein liebes Wort,
Marjellchen hier, Marjellchen dort,
Marjellchen sind kaum 18 Jahre.
Das ist ja grad das Wunderbare!
Denn ältere man daran kennt,
dass man sie immer „Freilein“ nennt.

Marjellchen, das ist Zärtlichkeit,
Marjellchen sind voll Lieblichkeit,
Marjellchen sind stets sehr adrett,
Marjellchen sind auch immer nett.
Marjellchen gibt es groß und klein,
von zwei Jahren ab stuft man sie ein.

Ist eine blond, die Augen hell,
dann setzt man „trautste“ vor Marjell.
Und ist so'n Mädels gut instand,
dann sagt man „drugglig“ hierzuland.
Und ist sie sichtbar aufgeweckt,
man sie als Spirkuks gerne neckt.

Ist sie zerfahren, sagt man schnell:
Das ist 'ne schusslige Marjell.
Und geht sie mit 'nem Schmisser aus,
und kommt nicht rechtzeitig nach Haus,
dann sagt man „luchtern“ zur Marjell
und schreitet zur Verlobung schnell.

Marjellchens, die sind unsere Zier,
wer's anders sagt, ist nicht von hier!

Siegfried Sabnick

Unsere Autofahrten nach Münsterberg

Von Hedwig Bienkowski-Andersson

Gewöhnlich fuhren wir am Samstag gleich nach dem Mittagessen zu unserem „Immensee“, wie wir ihn gern nannten. Diese Entdeckung hatte sich bald herumgesprochen, und so war das Auto immer vollgepfropft, dass die Federn nur so schaukelten. Sechs bis sieben Personen fuhren gewöhnlich mit, dazu der große Bernhardiner, der in ganzer Länge auf unseren Schößben lag. Ab und zu versuchte er aufzustehen und bereitete uns mit seinen Riesentatzen eine wahre Tortur. Doch mein Mann wollte ihn keinesfalls zurücklassen, da er so anhänglich war und immer gleich als erster ins Auto einstieg.

„Eher bleibt ihr zu Hause“, sagte er, wenn wir Einwände zu machen wagten.

Wollten wir über Sonntag bleiben, nahmen wir in Kannen und Kochtöpfen fertige Gerichte mit, um draußen möglichst frei von Küchenarbeit zu sein. Der Kofferraum nahm alles auf.

Hinter Jakobsberg begannen wir zu singen, waren wir doch immer in froher Stimmung, wenn es hinausging. Auch mit „Das Wandern ist des Müllers Lust“ versuchten wir es einmal. Doch wegen der vielen Wiederholungen wurden wir damit nicht fertig – konnten vor Lachen nicht singen: das Wa-a-sser, die Stei-ei-ne, die Rä-ä-der, das Wa-an-dern! Es hätte gewiss für die Hin- und Rückfahrt ausge-reicht. Es wurde gescherzt und ge-lacht. Aufmerksam beobachteten wir trotzdem die Landschaft, die im Laufe jeder Woche sehr verändert erschien.

Bis Diwitten ging es schnurgerade durch hohen Nadelwald; es war angenehm schattig und kühl. Hinter der Diwittener Kirche stieg die Straße dann an und durchzog eine sonnige Hügel-landschaft. Die Birkenwäldchen lagen im Mai wie helle Veranden vor dem dunklen Tannengrün.

Zur Abwechslung fuhren wir auch ab und zu über Braunsvalde, wo sich dem Auge ein ganz anderes Land-schaftsbild bot. Kurz hinter Diwitten mussten wir von der Hauptstraße ab-biegen. Braunsvalde war ein gemütliches Dorf. Gut, dass man auf dem Kopfsteinpflaster langsamer fahren musste; so konnte man in Ruhe die Häuschen mit ihren ländlich-anhei-melnden Vorgärten betrachten. Am schönsten war es dort zur Zeit der Fliederblüte.

Die Kinder spielten draußen, von Großmüttern bewacht. Die Jüngsten in einfachen Kittelchen, ein Sabber-lätzchen unter dem Kinn, rollten sich wie kleine Tiere auf den Treppenstu-fen oder am Dorfstraßenrand. Meis-tens hatten sie keine Höschen an und zeigten beim Bücken und Kullern un-schuldig, was sie waren.

Hinter der Dorfkirche wurde der feste Untergrund vom Lehmweg abgelöst. Wir überlegten jedes Mal, ob wir die Fahrt über Braunsvalde wagen konn-ten. Das war nur nach langer Trocken-heit möglich und selbst dann wegen der tiefen Räderspuren beschwerlich. Der Wagen hopste und schaukelte. Am schlimmsten war es, wenn die Wasserpfüten noch nicht versickert

waren; dann musste der Fahrer fast ein Akrobat sein.

Einmal geriet mein Mann wegen solch einer glitschigen Stelle auf einen Kartoffelacker; tief im Lehm blieben wir stecken. Zum Glück war ein Gehöft in der Nähe. Mein Mann holte den Bauer mit zwei Pferden zu Hilfe. Inzwischen hatten sich ein paar Frauen eingefunden, die zu schimpfen angingen. „Das kost' Geld, dreizehnsechs!“ (136 war unsere Autonummer) wiederholten sie immer aufgeregter. „Beruhigen Sie sich nur“, sagte mein Mann und bezahlte großzügig die zerfahrenen Kartoffelstauden.

Wir waren immer froh, wenn wir diesen Landweg hinter uns hatten. Später wurde die Straße ausgebaut.

Das nächste Dorf hieß Bergfriede. Bei der Durchfahrt musste ich stets an eine ehemalige Mitschülerin denken, deren Vater hier ein Gasthaus hatte. Elfriede war in der Schule meine Banknachbarin und bei uns allen recht beliebt gewesen. Uns waren ihre appetitlichen Frühstücksbrote aufgefallen. Wenn sie diese aus dem Papier wickelte, duftete es in der Klasse nach Bauernbrot, frischer Butter, Räucher-schinken oder Hausmacherwurst. Im Kriegsjahr 1918 hatten die Städter dafür eine besonders gute Nase.

Vom Bahnhof Gr. Buchwalde führte der Weg dann ein Stück an der Peripherie des Mischwaldes entlang, bis uns der große Paupelsee empfing, hinter dem unser kleiner Hof lag.

Den Nachtisch bescherte uns meist der Wald. Auf dem breiten Uferweg gab es Erdbeeren und Himbeeren; wir hatten immer Lust, sie zu pflücken. Kehrtten wir nach geraumer Zeit mit der duftenden Ernte zurück, fand sich todsicher Gretche ein. Sie verpasste

uns nie, lief mit fliegenden Schürzenbändern zum Budchen voraus. Natürlich bekam sie auch ihren Teil, doch war sie nie zufrieden.

„Die paar?“ sagte sie enttäuscht, wenn wir ihr eine große Tasse eingezuckerte Beeren reichten.

„Wieviel willst du denn gleich?“ fragten wir.

„Fudervoll!“ antwortete sie prompt.

Wir mussten über soviel Dreistigkeit lachen, die wir bei dem kleinen Ding gar nicht vermutet hätten. –

Über dem Uferweg stieg der Wald hügelig an. Auf seinen Hängen und in seinen Mulden gab es Maiglöckchenplätze, die sich von Jahr zu Jahr ausbreiteten. Auch die Steinpilze fanden wir im Moospolster unter den dicken Buchen.

Der sonnige Höhenstreifen war dicht mit Himbeeren bewachsen, die wir für Saft und Gelee ausersehen hatten. Die Stauden waren mannshoch genauso wie die zahlreichen Brenneseln. Wollte man sich da hindurcharbeiten, musste man einen Trainingsanzug anziehen, sonst hatte man eine schlaflose Nacht und meinte, Arme und Beine steckten in einem Ameisenhaufen.

Durch unberührtes Gelände mussten sich die Beerensammler erst Stege bahnen. Um die Hände frei zu haben, wurden Kanne oder Eimer am Gürtel befestigt. Während man so von Zweig zu Zweig schonend die Beeren ablas – manch einer zerknickte oder zertrat auch viel – stieg mit jeder Handvoll der Inhalt des Gefäßes, immer wieder gerüttelt und zusammengedrückt, damit es sich auch lohnte.

Manchmal raschelte es irgendwo; das Lachen von jungen Mädchen, die an anderer Stelle hochstiegen, wurde

vernehmbar. In der Stille des Waldes Liebesgeschichten und Dorfklatsch –
konnte man auch leise Gespräche – belauschen.

Aus: Das Gesamtwerk

Wilder Mohn

Ich nannte dich „Eintagsblume“,
als ich dein erstes Leuchten begrüßt
auf einer Böschung magerer Krume.
Das war im Juni; nun ist es August.
Noch immer flattert dein Tüchlein voll Lust.
Trotz langer stürmischer Regenwochen,
in denen die Sonne sich scheu verkrochen,
warst du niemals vergrämt.
Nicht ein Knösplein verschlief
das Regentief,
du hast uns lächelnd beschämt.
Wanderer freuen sich an den Straßen
über die feurigen Blütenmassen,
fragen: „Sind die gesät?“
Der Wind hat die Staubkörnlein hingeweht.
Nun zähl ich die Samenkapseln verwundert,
an einer Staude über hundert.
Auch die letzten Knospen leiden nicht Not,
beim Öffnen quillt es flammendrot.
Die reifen Blättchen zusammengedrückt,
zerknittert und doch geglückt –
Liebste Eintagsblüte
aus eines Zauberers Wundertüte,
bald wirst du wieder gesät,
wie leichter Staub verweht.

Hedwig Bienkowski-Andersson

Ermländisches Brauchtum

Von Otto Miller

Die ältesten religiösen Volksgebräuche haben sich bei allen Völkern an Geburt und Tod geknüpft. Denn Geburt und Tod, diese großen Geheimnisse unseres Lebens, haben das Denken der Völker stets am meisten beschäftigt. So wurde denn überall bei uns, sobald ein Neugeborenes zur Taufe ausgetragen wurde, zu Hause Weihkraut angezündet, das am Feste Mariä Himmelfahrt geweiht wird. Und das geschah auch, wenn ein Toter aus dem Haus getragen wurde. Solches Anzünden des Weihkrautes bedeutete von jeher ebenso wie das Räuchern mit Weihrauch an der Bahre, dass dadurch das schlimme Walten der bösen Geister aus dem Hause und dem Leben ferngehalten werden sollte. In manchen Gegenden pflegte man dabei beim Hinaustragen des Toten zu sprechen: „Nun komme zu deinem Begräbnis.“

Auch Haus und Hof, Acker und Vieh wurden durch mancherlei religiösen Brauch beschirmt. Das Wohnhaus wie alle Hofgebäude wurden vor Weihnachten, Neujahr, Ostern und Pfingsten mit Weihwasser besprengt, was auch beim Herannahen eines Gewitters geschah. „Umsprengen“ nannte man das, und die Hausfrau und Mutter, die ja in der Familie wahrhaft die Priesterin ist, pflegte das stets selbst zu tun. Auch wurde beim Herannahen eines Gewitters die an Lichtmess geweihte Kerze angezündet, und die Hausbewohner pflegten, um die Kerze versammelt, gemeinsam zu beten. In das Herdfeuer wurden zu

Ostern von den am Ostersonntag geweihten Kohlen etliche hineingelegt, zum Schutze gegen Feuer durch Hausbrand und zum Segen des Herdes, der von jeher im Hause eine geheiligte Stätte war. In manchen Gegenden wurden in der Silvesternacht allerlei Tiere und Menschengestalten aus Teig in kleinen Figuren geformt; der Teig war aus Weizenmehl und „Johannestrunke“ bereitet, und das wurde in der Nacht getrocknet und an Neujahr gegessen, auch den Tieren zu verzehren gegeben. Nach der Krautweihe an Mariä Himmelfahrt pflegte man mancherorts einige Kräuter in die Betten zu legen, damit auch die Betten, deren eines ja unser Sterbebett sein wird, ihre Weihe empfangen.

Und wenn das Säen und das Ausjagen des Viehs im Frühjahr begannen, war alles das vom religiösen Brauch gesegnet. In das „Sätuch“ wurde in einen Zipfel gleichfalls Weihkraut gebunden, das auch unter die ersten Garben beim Ernten gesteckt wurde. Wenn die Saat beendet war, dann ging die Mutter aufs Saatfeld und machte nach allen vier Himmelsrichtungen das Kreuzzeichen, um den Segen Gottes zu erbitten für die Feldfrucht. Aus den geweihten Palmen pflegte man kleine Kreuzchen zu machen, die am 29. April, dem Feste des hl. Petrus, des Märtyrers, der einst ein hochverehrter Heiliger beim Landvolk war – er ist es noch heute besonders in Oberitalien, wo er gelebt hat –, in der Kirche geweiht und an den Ecken der Saatfelder in die Erde gesteckt

wurden, um das Feld vor Hagelschlag zu schützen. Auch das Gemüse erhielt seine Weihe; es wurde mit Ignatiuswasser besprengt zum Schutze vor allem gegen das verderbliche Ungeziefer, und mit Ignatiuswasser wurde auch der Keller umgesprengt.

Wenn das Vieh im Frühjahr ausgetrieben wurde, wurde es mit Weihwasser besprengt, die Pferde bei Beginn der Ackerbestellung bekreuzt, Hirten

pflegten beim Ausjagen im Frühjahr ein Kreuz in die Erde zu zeichnen.

„Agathawasser“ und „Agathabrot“ wurden beim Ausbruch eines Feuers ins Feuer geschüttet und geworfen, damit das Feuer nicht weitergreife.

Und nun sei noch zum Schlusse eines der schönsten Volksgebräuche gedacht: Wenn das Brot angeschnitten wurde, wurde zuerst mit dem Messer ein Kreuzzeichen darauf gezeichnet.

Aus: „Ermländisches Kirchenblatt“, Jahrgang 1932

Allensteins Waldbrücken

Vier Brücken verbinden heute die durch die Alle getrennten Waldstücke, so dass die Spaziergänger ohne große Umwege den herrlichen Wald genießen können. Die Kaiser-Friedrich- und die Justusbrücke stammen erst aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Die älteste Brücke ist die Teufelsbrücke, früher Teufelssteg genannt. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war dort nur ein schmaler Steg erbaut; er war für den Förster angelegt, damit er aus einem Waldstück ins andere gelangen konnte. Andere getrauten sich nicht, die Alle dort zu überschreiten. Es war etwa um das Jahr 1860, als ein Allensteiner Bürger in heiterer Gesellschaft sich rühmte, die Alle auf diesem Steg um Mitternacht zu überschreiten. Es wurde eine Wette ausgetragen. Seine Freunde suchten ihn davon abzuhalten, da es in der Gegend um Mitternacht nicht geheuer sei. Der kühne Mann wollte jedoch die ausgesetzte Summe verdienen, und die Wette wurde ausgetragen. Um Mitternacht beschritt er den Steg. Als er in der Mitte desselben war, fing der Steg an zu schwanken. Furcht und Zittern überkam den Mann, er drehte um und erreichte glücklich das Ufer. Dort versicherte er seinen Begleitern, dass mit dem Steg der Teufel sein Spiel treibe und er beim Teufel die Brücke nicht mehr betreten werde. Der Steg hieß fortan der „Teufelssteg“, und als später eine Fußgängerbrücke gebaut wurde, hieß sie die Teufelsbrücke.

Die Fahrbrücke bestand früher überhaupt nicht, auch kein Steg führte dort über die Alle. Es war dort eine Furt, die man durchwaten konnte. Erst als die Alle in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gebaggert wurde, musste ein Steg angelegt werden; er wurde der Kuhsteg, auch Kuhbrücke genannt. Als die Bürger den Stadtwald als Weide benutzten, wurde das Vieh dort um die Mittagszeit zum Melken zusammengetrieben, so stand die Bezeichnung „Kuhbrücke“. Als der Verkehr sich mehr und mehr steigerte, wurde für den Fuhrwerksverkehr eine Brücke gebaut, sie erhielt den Namen Fahrbrücke.

Die „Heimreise“

Von Georg Hermanowski

Tauben flogen von West nach Ost, aber auch von Ost nach West. Und mit den Tauben flog die Sehnsucht hinüber und herüber. Während Irenäus Knautschkat sich nach seinem Tilsit sehnte, in dem nicht mehr der Schenkendorf, sondern der Iwanowitsch das Lied von der „Freiheit“ sang, von einer anderen Freiheit fürwahr, sehnte sich sein Schwager, der Mann seiner ältesten Schwester, bei der er ein Jahr seiner Schulzeit verbracht hatte, in Allenstein, in der Stadt, die jetzt Olsztyn hieß und unter polnischer Verwaltung stand, nach Menschen, die die gleiche Sprache sprechen wie er.

Gertrud war den Nachkriegsjahren zum Opfer gefallen; ihr Mann wohnte als Witwer in der Liebstädter Straße, mit seinen beiden Jungen, die die „Warschauer Schule“ besuchten. Als Werkmeister hatte er sein Auskommen. Er konnte sich mehr leisten als manch anderer „Autochthone“.

Allenstein war inzwischen Woiwodschafthauptstadt geworden, Bischofssitz mit Regierung und Universität. Das Leben hatte sich grundlegend geändert. Obwohl die Lauben um den Markt im alten Stil restauriert und Bauwerke nach früheren Plänen wieder aufgebaut worden waren, hatte die Stadt ihr deutsches Gesicht weitgehend verloren, war sie dem Schwager fremd geworden, weil auf den Straßen, auf dem Markt kein deutscher Laut mehr erklang.

Die Jungen lernten in der Schule Polnisch; es gab keine Alternative. Immer mehr entfremdeten sie sich dem Va-

ter, der am Althergebrachten festzuhalten versuchte, sich seit Jahren um eine Ausreisegenehmigung bemühte, die man ihm stets erneut verweigerte, mit der Begründung, er sei unentbehrlich im Betrieb. Es gab nicht genug Facharbeiter, und die man hatte, hielt man verständlicherweise fest.

Die Sehnsucht wuchs mit jedem Brief, der aus dem Westen kam. Freunde hatten dort eine neue Heimat gefunden. Ihre Wege der Flucht und Vertreibung waren in neue Geborgenheit gemündet. Sie hatten ihren Anteil am Wiederaufbau, ja am Wirtschaftswunder; es ging ihnen gut. Aber die Heimat vergaßen sie deshalb nicht. Im Schutze einer Patenschaft hatten sie neue Heimat gefunden. In der Stadt der tausend Feuer trafen sie sich, wohin schon vor Jahrzehnten Verwandte und Bekannte gezogen waren, damals, als man dort Grubenarbeiter brauchte, während es in Ostpreußen Überschuss an Arbeitskräften gab.

Sie tauschten Erinnerungen aus. Sie hatten den Zülch wiedergesehen, den Sohn des Oberbürgermeisters, den Mogk, der schon vor Jahrzehnten Kuddippen verlassen hatte, um als Bergassessor in den Kohlenpott zu ziehen. Sie hatten den Roensch entdeckt, den Tebner, den Trunz und manch einen anderen, dessen Name in der Heimat einen besonderen Klang hatte.

„Der Kewitsch ist inzwischen päpstlicher Geheimkämmerer geworden, Monsignore muss man zu ihm sagen, und doch ist er der Alte geblieben;

und der junge Sdun verteidigt Verbrecher vor dem hanseatischen Gericht. Der Neuberg hat sich zum Automatenkönig aufgeschwungen, der Regehr beliefert das ganze Rheinland mit Autos, und der Hopf hat es am weitesten gebracht: Präsident des Bundesrechnungshofes ist er geworden!" Darüber und über noch viel mehr berichteten sie in ihren Briefen. Manch einen hatten sie in Gelsenkirchen getroffen, der schon seit Jahren als vermisst oder verschollen galt, ja, mit Totgesagten hatten sie Wiedersehen gefeiert.

So wuchs die Sehnsucht von Tag zu Tag. Immer eifriger bemühte sich der Schwager um eine Ausreisegenehmigung; weder Drohungen noch zu befürchtende Repressalien hielten ihn zurück. Und als er sie eines Tages erhielt, war die Freude übergroß. Nur ein Wermutstropfen fiel in sie, als er feststellte, dass die beiden Söhne seine Freude nicht teilten. Der Abschied von der alten Heimat war für sie genau so schmerzlich wie die Erwartung der neuen Heimat für den Vater glückverheißend war.

Nacht war es, als sie auf einem ihnen unbekanntem Bahnhof den Zug verließen. Sie wurden in Autobusse verfrachtet. Von der Landschaft, durch die sie fuhren, sahen sie nichts. Nur die Straße sahen sie, von niedrigen Bäumen gesäumt, und ab und zu ein ihnen entgegenkommendes Scheinwerferpaar. Es regnete, das Wasser rann an den Scheiben des Busses herab, und sie sahen alles wie durch einen milchigen Vorhang.

Dann hob sich dieser Vorhang, Der Schwager erwachte in einem Zimmer, in dem nur ein Schrank, ein Bett, ein Stuhl, doch Astern und

Goldlack auf dem Tisch standen. Aus dem angrenzenden Raum hörte er, da die Tür nur angelehnt war, das Atmen seiner Söhne. Er stieg aus dem Bett, warf einen Blick durchs Fenster, sah Bäume und Sträucher, sah einen gepflegten Garten, darüber einen nahezu blauen Himmel. Er ging zur Tür, hinter der die beiden Jungen schliefen, öffnete sie weit und klatschte in die Hände. So hatte er es daheim jeden Morgen getan, seit Mutter gestorben war.

Der Älteste schlug zuerst die Augen auf, sah die fremde Umgebung, hilflos, ungewohnt. Doch der Vater stand neben ihm und lächelte, rüttelte den Jüngeren wach, der einen festen Schlaf hatte. Während die Jungen sich wuschen und anzogen, holte der Schwager Brot und Butter aus dem Koffer, kaufte an der Tür zwei Flaschen Milch, und zum ersten Mal frühstückten sie in der neuen Heimat.

Am Vormittag erfuhren sie, dass sie im Durchgangslager Massen Aufnahme gefunden hatten, bis der Vater einen Arbeitsplatz bekommen und sie in eine feste Wohnung eingewiesen würden. Vorerst mussten Formalitäten erledigt werden. Fragebogen galt es auszufüllen. Wie überall, forderte die Bürokratie auch hier ihren Tribut. Sie mussten tun, was alle taten, die vor ihnen oder mit ihnen ausgesiedelt worden waren, zwar aus verschiedenen Gebieten, doch Schicksalsgefährten, die ähnliche Erfahrungen gesammelt, ähnliches erlebt hatten und wie sie auf einen Neubeginn warteten.

Sie bildeten eine Gemeinschaft der Wartenden, tauschten Gedanken und Hoffnungen aus, schmiedeten Pläne, trösteten einander. So kam der Tag,

da sie ein neues Leben beginnen sollten. Dem Vater wurde in Dortmund ein Platz an der Drehbank zugewiesen, eine Wohnung nahe der Fabrik, betriebseigen, wie es hieß, zwei Zimmer und eine Küche. Und auch für die Söhne begann der Ernst des Lebens; sie wurden eingeschult. Über Nacht war plötzlich alles anders geworden; aus der Gemeinschaft des Lagers, an die sie sich bereits ein wenig gewöhnt hatten, waren sie herausgerissen, von den Schicksalsgefährten waren sie getrennt, waren zwischen Menschen gepflanzt worden, mit denen zwar den Vater die Sprache, die Söhne aber nichts verband.

Jeder hatte hier seine eigenen Sorgen, ging den eigenen Gedanken nach. Und doch fand der Schwager bald Kameraden, die ihn in ihre Gemeinschaft aufnahmen, mit denen er sich nach der Arbeit bei einem Gläschen unterhielt. Anders war es in der Schule. Die beiden Jungen fühlten sich ausgestoßen, fremd. Die Sprache, in der hier unterrichtet wurde, hatten sie zu Hause nur am Nachmittag gehört; sie vermochten dem Unterricht kaum zu folgen. Hinzu kam, dass die Schulkameraden sie misstrauisch betrachteten, sie den Gastarbeiterkindern gleichsetzten, die miteinander auch in fremden Sprachen zu reden pflegten.

Die Väter der Gastarbeiterkinder waren hierhergekommen, um rasch Geld zu verdienen und dann wieder heimzukehren. Die meisten hatten zu Hause schlechtere Arbeitsbedingungen verlassen, um hier bessere vorzufinden. Anders war es bei ihrem Vater; er hatte alles im Stich gelassen, seinen Werkmeisterarbeitsplatz, hatte ein weit mühseliges Leben auf sich

genommen, allein um wieder unter Menschen leben zu können, die seine Sprache redeten, zu denen er sich hingezogen fühlte. Jede Entbehrung hatte er dafür in Kauf genommen.

Wohl ahnten die Söhne, worum es ihm ging. Begreifen aber konnten sie vor allem nicht, dass er ihretwegen die Heimat verlassen hatte. Auf die Fragen der Gastarbeiterkinder, wie lange sie hier bleiben, wann sie heimkehren würden, wussten sie keine Antwort. Heimkehr gab es für sie nicht. Wie Vater sagte, waren sie heimgekehrt.

Kopfschüttelnd sahen die anderen sie an. Für immer bleibe man doch in keinem fremden Land; und für sie sei dies doch ein fremdes Land, sie seien doch drüben geboren, dort hätten sie ihre Freunde. Es fiel ihnen nicht leicht, die Muttersprache ihres Vaters zu erlernen. Sie gaben sich alle Mühe, schon Vater zuliebe, doch fehlte es an der nötigen Hilfe. Ihr Vater hatte keine Zeit für sie. Er musste einholen, was die anderen ihm an Lebensstandard voraus hatten. Denn seinen Söhnen sollte es an nichts fehlen. Er wollte ihnen eine gesicherte Existenz schaffen.

Der Verkehr mit den Gastarbeiterkindern, zu denen sich die Jungen immer mehr hingezogen fühlten, brachte eine wachsende Entfremdung vom Vater mit sich, die ihren Höhepunkt erreichte, als dieser ihnen eines Tages mitteilte, er werde wieder heiraten und ihnen eine Frau aus Gelsenkirchen-Buer vorstellte, die kein einziges Wort jener Sprache verstand, in der sie aufgewachsen waren. Vater hatte sie in Gelsenkirchen kennengelernt, als er dorthin zum Heimattreffen gefahren war und man ihn für die Nacht bei ihr einquartiert hatte, um ihm die Ausgabe für das teure Hotelzimmer zu ersparen.

Die neue Mutter gab sich alle Mühe, den beiden Jungen eine gute Mutter zu sein. Sie half ihnen bei den Schularbeiten, vor allem beim Erlernen der Muttersprache, kümmerte sich um alles, worum eine Mutter sich sorgen kann. Selbstlos setzte sie sich für die Kinder ihres Mannes ein; man konnte das Gefühl haben, sie habe den Vater nur der Kinder wegen geheiratet, weil sie überzeugt war, dieser könne ihnen nicht Vater und Mutter zugleich sein. Aber gerade die ungewöhnliche Sorge der fremden Frau – das war und blieb sie für die beiden Jungen – missfiel diesen. Je mehr sie sich um sie bemühte, umso enger schlossen sich die Jungen den Gastarbeiterkindern an, bis für diese eines Tages die Stunde der Heimkehr schlug. Die beiden Jungen begleiteten ihre Kameraden zum Bahnhof, winkten ihnen lange nach; mit ihnen rollte ein Stück ihrer Jugend dahin. Härter als sonst empfanden sie den Ernst des Lebens in den nächsten Wochen. Sie fühlten sich verlassen, fremd in der eigenen Familie, fremd in der Schule, einsam an den langen Herbstabenden. Nur das Bruderband knüpfte sie aneinander. Ihren Vater konnten oder wollten sie nicht begreifen; und ließ sich die neue Mutter ihr Scheitern auch nicht anmerken, war sie mit dem Schwager allein, schüttelte sie verzweifelt den Kopf.

Kurz nachdem Vater und Mutter ein Heimattreffen in Gelsenkirchen besucht hatten, zog in das Nebenhaus eine Familie mit sieben Kindern ein, darunter Zwillingsschwwestern, gleichaltrig mit dem jüngsten der beiden Söhne. Wie sich herausstellte, stammte der Vater aus dem Kreis Allenstein, aus Wartenburg, hatte Ostpreußen aber

bereits vor dem Zweiten Weltkrieg verlassen und war ins Revier gezogen. Dort hatte er geheiratet, bis jetzt gearbeitet; doch nach der Schließung der „Glück-Auf-Zeche“ hatte er sich nach einem neuen Arbeitsplatz umschauchen müssen. Er war umgeschult worden – nun arbeiteten die Väter in derselben Fabrik. Rasch stellte sich heraus, dass die Mütter sich von früher kannten, zusammen die Schule besucht hatten. Beim ersten Besuch im Nachbarhaus wussten die Jungen nicht, wie sie sich verhalten sollten. Sie verstanden inzwischen zwar alles, was hier gesprochen wurde, doch ihre eigene Sprache hatte noch immer den fremden Akzent und war nicht frei von Fehlern. Ihre Mitschüler lachten darüber... die beiden Zwillingsschwwestern aber nahmen sich ihrer an, und bald sprang der Funke von Haus zu Haus auch auf die Kinder über und entfachte echte Kameradschaft.

Die Zeit habe es mit sich gebracht, sagte der Schwager; er erfuhr nie, inwieweit seine zweite Frau dabei nachgeholfen hatte. Heute arbeiten alle im gleichen Werk, die Väter und die Söhne. Sie fühlen sich heimisch in Dortmund. Sie verdienen gut, denn sie sind fleißig und strebsam und haben ein festes Ziel. Die Jungen wollen am Stadtrand ein Häuschen bauen und ihre eigene Zukunft meistern. Nachbarn glauben zu wissen, dass auch die Zwillingsschwwestern einmal in diesem Häuschen wohnen werden. Dann wird es zwei neue Familien geben. Ihre Kinder werden nicht einmal wissen, wie die Sprache klang, in der ihre Väter erzogen wurden. Vielleicht werden sie das Land nur vom Hörensagen kennen, aus dem ihre Großväter kamen, als ein Land, das

nach einem schweren Krieg unter Fremdherrschaft geriet und aus dem Menschen heimsiedelten in ein Gebiet, in dem Menschen lebten, denen sie sich brüderlich verbunden fühlten.

Für die Jungen ist es inzwischen eine Selbstverständlichkeit geworden, dass ihr Vater hierher zog. Sie sind ihm dankbar dafür.

Aus: Knautschkat

Das Mitleid der Vertriebenen

Vor allem in Schleswig-Holstein fanden sich ab 1945 zahlreiche vertriebene Ostpreußen zusammen. So war es kein Wunder, dass auch im Wartezimmer von Dr. Curt Biging, zeitweise Möllns Bürgermeister, manchmal ein halbes Dutzend Ostpreußen der Behandlung durch den Arzt entgegensahen. Gesprächsthema war – wie konnte es anders sein? – die verlorene Heimat. Und als Thema Nr. 2 entwickelte sich immer mehr das Erstaunen, in welcher Hinsicht sich Schleswig-Holstein doch von dem fernen Ostpreußen unterschied. Ja, da plachanderten Paul Abromeit und Klaus Flieger, Wilhelm Kurschat und Ruth Lindemann so lebhaft miteinander, dass sie beinahe enttäuscht waren, wenn der Dr. Biging die Tür öffnete und den nächsten Patienten hineinbat.

„Sollte man’s für möglich halten, dass die Möllner bis jetzt kein richtiges

Milchgeschäft hatten?“ sagte der eine. Und ein anderer: „Das Schwarzsauer, das sie hier essen, hätte bei uns zu Hause kein Schutel angerührt.“ Oder auch: „Den guten Schinken haben die Bauern verkauft und selbst den Schweinezettel gegessen.“ Schließlich gar: „In den Stuben der Insten zuhause standen bessere Möbel als hier beim Herrn Lehrer. Mir hat’s fast die Sprache verschlagen, als ich die Armseligkeit zum ersten Mal sah . . .“

Ja, so wäre es wohl noch eine Weile so weitergegangen mit immer neuen Schattenseiten des schleswig-holsteinischen Alltags, wenn nicht der alte Kurschat die Kritik auf einen einfachen Nenner gebracht hätte. „Man muss sie bedauern“, sagte er bekümmert. Und in diesem Punkt waren sich sofort alle besitz- und heimatlos gewordenen Ostpreußen einig. Hier war nur Mitleid angebracht!

Broslatens Lieschen meldet sich

Von Marion Lindt

Die Anzeige im „Königsberger Tageblatt“ hatte folgenden Wortlaut:

Lebenskameradin für immer gesucht. Volle Lippen und blondes Haar angenehm. Notgroschen und Freude an geschäftlichen Tätigkeiten erwünscht. Ausführliche Zuschriften erbeten unter P.P.13.

Auf diese vielversprechende Anzeige meldete sich Lieschen Broslat mit dem folgenden Schreiben:

Werter Herr P.P.!

Auf diese Art muss ich meine Anrede an Ihnen ja nun führen, da Sie von Ihrem richtigen Namen ja man bloß zwei Buchstaben aufdecken tun.

Sie suchen unter der Nr. 13 eine Frau fürs ganze Leben, wo mit Ihnen durch Dick und Dünn gehen will. Von vornherein möchte' ich dazu bemerken, dass mir schon lang nach dem Mann jankrig ist, der das mit mir zusammen machen tät. Nu bin ich sehr erfreut, dass Sie eine volllippige und naturhaarige dunkle Blondine suchen tun. Denn sehen Sie, das passt auf mir wie die Faust auf dem Auge, weswegen ich mir auch gleich umständehalber melde.

Bis an meine siebzehn Jahr war ich noch ein bisschen spiddrig, aber denn kam's auch bei mir mit Macht. Mein Vatche sagte damals öfters zu mir: „Marjell, jetzt quillst auf wie Brotteig vorem Backen!“

Von die Farb von meine Haare kann ich Sie mitteilen, dass dieselbige bis in alle Ewigkeit echt halten tut. Das würd' Sie in eine Ehe mit mir also schon nuscht nich kosten. Ich weiß ja, was meine Freundin Frieda alles mit ihre Zoddern anstellen muss, von wejen das Nachjefärbte und all das Drum und Dran, wo se sonst noch mit hat.

Ich bin weiter eine kochfertige und häusliche Frau, Herr P.P.! Da können Sie Ihnen bei mir an Beetenbarsch beessen, dass Sie die Puste wegbleibt. Ebenso kann ich Sie mit einem schönen Tellerchen Keenigsberger Fleck unter Augen treten.

Eine kleine Aussteuer würd ich auch in Ihr Haus mitbringen. Erstmal is da viermal zu beziehen, denn noch durable, selbstgewebte Handtücher und auch Tischdeckens. Natürlich auch noch die Wäsche für meine Persönlichkeit von oben bis unten.

Dem kleinen Notgroschen, wo Sie durch Zeitung verlangen, dem hab ich auch, wodieber ich mir aber jenuer erst Aug in Aug auslassen möcht.

Sie wünschen von Ihr zukünftiges Glück dem Sinn fürs Jeschäftliche. Dazu sag ich bloß, dass ich Stücker drei Jahr in einem Klempnerhaushalt jedient hab. Ich konnt dort durchem Telefong sprechen und bestellen, wenn wo was zu verlöten war.

Ich würd mir nu von Herzen freuen, wenn Sie jetzt auch nach mir Anreiz kriegen. Ich sehn mir schon lange nach ein häusliches Glück, deshalb ging ich nu lieber die Zeitung. Eine Freundin von mir hat dadurch auch einen netten, soliden

Herrn gefunden. Dabei brachte die sogar noch einen kleinen diskreten Anhang mit, wo an einem Jugendpech jelejen hat, was bei mir alles wechfallen tut. Ein Bild von meine Perseenlichkeit kann ich nich mitschicken, weil ich mir in die letzten Jahre nich abnehmen ließ. Bestellen Sie mir man mit ein Erkennungszeichen wohin, denn komm ich. Mit Hochachtung jrießt Ihnen, Herr P.P.13

Liese Broslat

Corinths „kleiner Hahn“

In seiner Autobiographie hat der ostpreußische Maler Lovis Corinth von seinem ersten Besuch als Kind in Königsberg erzählt, dem er mit größten Erwartungen entgegensah. Vor allen Dingen wollte er das Denkmal von Friedrich Wilhelm III. sehen, „von dem man mir so viel Wunderbares erzählt hatte“. Vor allem das Pferd, auf dem der König ritt, beeindruckte ihn. Mit seiner Mutter ging er ehrfürchtig um das Denkmal herum, wobei vier allegorische weibliche Figuren von nackten Putten umgeben waren. Es handelte sich um kleine Jungens, und das entging weder Corinth noch seiner Mutter. So flüsterte sie ihm, nachdem sie sich vorsichtig umgesehen hatte, zu: „Kick, Lue, de Jung heft ook son kleene Hoan wie du!“

Aus: Anekdoten aus Ostpreußen

Ostpreußische Geduld

Während ein Bauer gerade mit seinem Nachbarn telefoniert, kommt die Magd gelaufen, um ihn zu holen:

„Ich glaub', de Schwarzbunte wird gleich kalben!“

Deshalb sagt er zu seinem Freund:

„Du, Rudolfche, wart man ein bissche, ich komm gleich wieder!“

Er legt den Hörer hin und geht hinaus in den Stall, und über die Geburt der Schwarzbunten vergisst er ganz das begonnene Telefongespräch. Als er nach einer knappen Stunde wieder ins Wohnzimmer tritt, bemerkt er erschrocken den abgelegten Hörer. Hastig ergreift er ihn und ruft in den Apparat:

„Hallo, Rudolfche, Menschche, bist vleicht noch da?“

„Ja, ja, warum denn nich?“

Aus: Anekdoten aus Ostpreußen

Erinnerungsfoto



Klasse 3 b (1942) des Staatl. Gymnasiums Allenstein vor der Tür der Turnhalle

Vor der Tür stehen v. l. Hönigh, Frensch, Sommerfeld, Tomaschewski.

Davor stehen Gerhard Ganswindt, Steinert, Dulisch, Bruno Kuck, Glimski, Nawroth, Kauer, Leo Höpfner, Bilitowski, Graw (Gesicht zur Hälfte sichtbar).

Links davor stehen Hempel, Walter Zimmermann, Märtens.

In der Mitte knien Hoppenheit, Holski, Toschka und vorne sitzen Totenhöfer, v. Oppenkowski, Hinzmann, Lück, Pfeifer, Determann, Liecke.

Walter Zimmermann wohnt in Leeste b. Bremen, Leo Höpfner ist im Juni 2014 in Harpstedt verstorben.

Über eine persönliche Nachricht oder Angaben zum Verbleib der Klassenkameraden würde ich mich sehr freuen.

*Dipl. Ing. Gerhard Ganswindt
Schützenweg 7 a, 27243 Harpstedt, Tel. 04244 691*

Suchanzeige

Cuxhavener mit Wurzeln in Allenstein sucht Angaben und Fotos von 1945 oder später des Eingangsbereiches, der Kapelle und dem Gräberfeld des katholischen Friedhofs Wardanger Straße, Pfarrbezirk St. Jacobi.

*Hans J. Ryszewski, Pestalozzistr. 55, 27474 Cuxhaven,
Tel. 04721 23725, Fax 05721 6901146*

Flughafen Allenstein-Masuren



Mehrere Jahre lang gab es öffentliche Diskussionen, ob ein regionaler Flughafen in Ermland-Masuren nötig ist, und wenn ja, dann stand allzeit die Frage offen, wo man ihn errichten soll. Eine bestätigende Antwort auf die erste Frage schien selbstverständlich. Die Einwohner der Woiwodschaft, deren Städte und Dörfer meistens fern vom modernen Verkehrsnetz liegen, mussten sich nach Danzig (180 km von Allenstein), Warschau (230 km von Allenstein) oder dem litauischem Kaunas (170 km von Treuburg) begeben, um den nächsten Flughafen zu erreichen.

Die schwerwiegende Folge dieser Tatsachen ist es, dass uns ernsthafte Investoren fehlen, die moderne und umweltfreundliche Technologien mitbringen, hier ihre Waren herstellen und dadurch neue Arbeitsplätze schaffen würden. Andernfalls sind wir schon jetzt ernsthaft von der Entvölkerung bedroht. Leider ist noch niemand auf die einfache Idee gekommen, dass man gerade dazu die alten Städtepartnerschaften nutzen könnte. Die hiesigen Beamten könnten bei der Gelegenheit auch viel von ihren bundesdeutschen Amtskollegen lernen. (Beiläufig gesagt, eine der Allensteiner Stadträtinnen äußerte sich zu diesem Angebot ganz ungeschminkt: Die Deutschen werden uns nicht belehren, wie man Straßen baut). Zahlreiche und wertvolle Erfahrungen auf diesem Gebiet hat doch u.a. unser Patenland – der Freistaat Bayern.

Solange man alles nur allein ausdenken will und freundschaftliche Beziehungen zwischen den Städten und Regionen lediglich dazu nutzt, um sich gegenseitig einzuladen und sich ein paar Mal im Jahr vor die Kameras zu stellen, anstatt gute Lösungen zu übernehmen, lassen sich schnell keine guten Ergebnisse erhoffen. Der neulich eröffnete Regionalflughafen kann jedoch dazu beitragen, dass die Bundesdeutschen nicht nur als Touristen zu uns kommen, sondern sich hier auch niederlassen und, so wie einst im Mittelalter, einen neuen Kultur- und Wirtschaftsaufschwung mit sich bringen.

Die zweite Frage lautete: Wenn ja, dann wo? Als den ersten Standort hat man Grieslinien an der Schnellstraße 51, ca. 20 km südlich von Allenstein, vorge schlagen. Gegen die Befürworter dieser Lösung fand man schnell das Argument, dass vom einstigen Flughafen der deutschen Luftwaffe, dessen Überreste noch aufzufinden sind, Flugzeuge starteten, die Warschau 1939 bombardierten. Ich selbst schlage demgegenüber vor, etwa den Flughafen Breslau aus dem gleichen Grund zu schließen. Letztendlich entschied man sich für einen anderen Ort, nämlich Groß Schiemanen bei Ortelsburg. Er sorgte einst für Schlagzeilen, als Journalisten entdeckt hatten, dass dort amerikanische Flugzeuge mit den in Afghanistan gefangen genommenen Taliban landeten, die man dann in unmittelbarer Nähe (jedenfalls außerhalb den Vereinigten Staaten) verhörte.

Der Flughafen Allenstein-Masuren wurde am 20. Januar mit einer großen Gala eröffnet. Man lud dazu u.a. den Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen Stephan Grigat ein, der sich insbesondere über die neue Verbindung mit Berlin freute. Auf der Strecke werden schwedische Turboprop-Maschinen eingesetzt, die dienstags, donnerstags und samstags 34 Fluggäste von und nach Berlin-Tegel mit der Höchstgeschwindigkeit von 463 km/h befördern.

Trotzdem kann ich nicht im Ganzen an dieser Freude teilhaben. Obwohl man eine moderne Bahnverbindung Allenstein-Groß Schiemanen aus diesem Anlass vorbereitete, scheint das Gebäude und die Umgebung des Allensteiner Hauptbahnhofs allen, die z.B. an Berliner Ordnung und Sauberkeit gewöhnt sind, durchaus abscheulich zu sein. Auch der Weg zum Flughafen ist so kurvenreich, dass die Autofahrt viel länger dauert, als man es sich wünschte. Darüber hinaus macht das winterliche, halbdunkle Terminal, in dem bei meinem ersten Besuch genau sechs Personen auf ihre Freunde und Bekannte warteten und von einem mopsenden Grenzschutzbeamten beobachtet wurden, den Eindruck, als ob man Hauptfigur eines Romans von Franz Kafka wäre. Man frage auch nicht, was mit all den Investitionen nach 2020 geschieht, wenn die Republik Polen zum Netto-Zahler der EU wird.

Um den gerade in Betrieb genommenen Flughafen objektiv bewerten zu können, muss man sich aber etwas Zeit nehmen, bis den zwei Verbindungen (mit Berlin und Krakau) noch weitere: mit England, Skandinavien, München (und weiteren bundesdeutschen Regionen) folgen.

Dr. Alexander Bauknecht

Das Laurentiushaus in Allenstein

Mit einem ökumenischen Gottesdienst wurde in Olsztyn/Allenstein das zehnjährige Bestehen des Seniorenwohn- und Pflegeheims „Laurentius“ gefeiert. Unter anderem nahmen Rektor Hermann Schoenauer, der katholische Erzbischof Edmund Piszcz und der evangelisch-augsburgische Bischof Rudolf Bazanowski teil.

Die Einrichtung in der Region Ermland-Masuren in Polen wird von der Laurentius-Stiftung getragen, die die Diakonie Neuendettelsau ins Leben gerufen hat. Rektor Schoenauer, der auch Vorsitzender des Vorstands der Laurentiusstiftung ist, erinnerte in seiner Festansprache an das Ende des Zweiten Weltkrieges von 70 Jahren. Er zeichnete die wichtigsten Stationen der Entwicklung des Laurentiushauses nach und bekannte sich zu dem Ziel, aktiv an der deutsch-polnischen Verständigung und am europäischen Zusammenwachsen mitzuwirken. Besonders erwähnte er die Verdienste des ehemaligen Kuratoriumsmitglieds der Diakonie Neuendettelsau, Erhard Steger, um das Zustandekommen dieses Projektes.

Der Erfolg der Einrichtung, die mittlerweile bereits erweitert wurde, sei auf die professionelle Pflege und das gelebte christliche Menschenbild zurückzuführen, lobte Schoenauer. „Durch solche Projekte bauen wir die Zukunft Europas.“

Zum Abschluss seiner Ansprache überreichte er Stolen mit den Sieben Werken der Barmherzigkeit, die in der Paramentenwerkstatt der Diakonie Neuendettelsau angefertigt worden waren, an Erzbischof Edmund Piszcz und Bischof Rudolf Bazanowski, die diese während ihres ökumenischen Friedensgebetes trugen.

Aus: Neuendettelsauer Chronik, September 2015

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit (AGDM)

AGDM, Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, 10-522 OLSZTYN, POLEN
www.agdm.pl, Email: kplocharska@agdm.pl, Tel./Fax: 0048 89 523 6990
Geschäftsstelle: Di, Do und Fr 09.00 bis 12.00 Uhr, Mi 13.00 bis 16.00 Uhr.
Bibliothek: Montag 11.00 bis 12.00 Uhr und Mittwoch 15.00 bis 16.00 Uhr.

Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich. Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

25 Jahre AGDM

Am 24. September 2016 feiert die AGDM ihr 25-jähriges Bestehen mit einem „Tag der offenen Tür“ im Haus Kopernikus. Stadt- und Kreisgemeinschaft Allenstein beabsichtigen, aus diesem Anlass eine Gemeinschaftsfahrt nach Allenstein durchzuführen.

Interessenten werden gebeten, sich bis zum **30.06.** bei unserer Geschäftsstelle anzumelden.

Wir gratulieren

zur Diamantenen Hochzeit

Otto-Gerhard Kauer, geb. 30.09.1925, ehemals wohnhaft in der Memellandstr. 7 in Allenstein und seine Ehefrau Ursula Kauer, geb. Pohl aus Berlin, am 16.05.2016, angezeigt von Tochter Monika Döhring, geb. Kauer

Antonius und Margot Zentek, geb. Müller, 19348 Perleberg, Pritzwalker Str. 69 am 12.10.2016

zum Geburtstag

94 Jahre Erika Schnipper, geb. Piefkowski, früher Immendorfer Str. / Str. d. SA, jetzt 10709 Berlin, Kurfürstendamm100, am 02.03.2016

93 Jahre Dr. Anneliese Kissing, geb. Czogalla, früher Horst-Wessel-Str. 59, jetzt 42107 Wuppertal Unterstr. 15, am 26.05.2016

92 Jahre Georg Dorowski, früher Herrenstr. 25, jetzt 22081 Hamburg, Finkenau 11, am 02.11.2016

Volkmar Roensch, früher Roonstraße 14a, jetzt 34253 Lohfelden, Am Hammelberg 6, am 31.03.2016

Dr. Brigitte Marquardt-Czogalla, früher Horst-Wessel-Str. 59, jetzt 40470 Düsseldorf Artusstr.21 am 04. September 2016

90 Jahre Hubert Karnbach, früher Herrenstr. 20, jetzt 73563 Mögglingen, Mörickerstr. 5, am 20.03.2016

89 Jahre Georg Piefkowski, früher Immendorfer Str./ Str. d. SA, jetzt 55262 Heidesheim, Erbacher Str. 6, am 02.04.2016

Irmgard Schulze-Czogalla, früher Horst-Wessel-Str. 59, jetzt 14089 Berlin, An der Bastion 24, am 25.06.2016

88 Jahre Helga Gollasch, geb. Flack, früher Jakobstr. 9, jetzt 04107 Leipzig, Riemannstr. 8, am 01.09.2016

Sigard Müller, geb. Roensch, früher Roonstraße 14a, jetzt 37154 Northeim, Am Markt 16, am 31.08. 2016

87 Jahre Joachim Hufenbach, früher Schnellerweg 1, jetzt 64287 Darmstadt, Dieburger Str. 214, am 06.08.2016

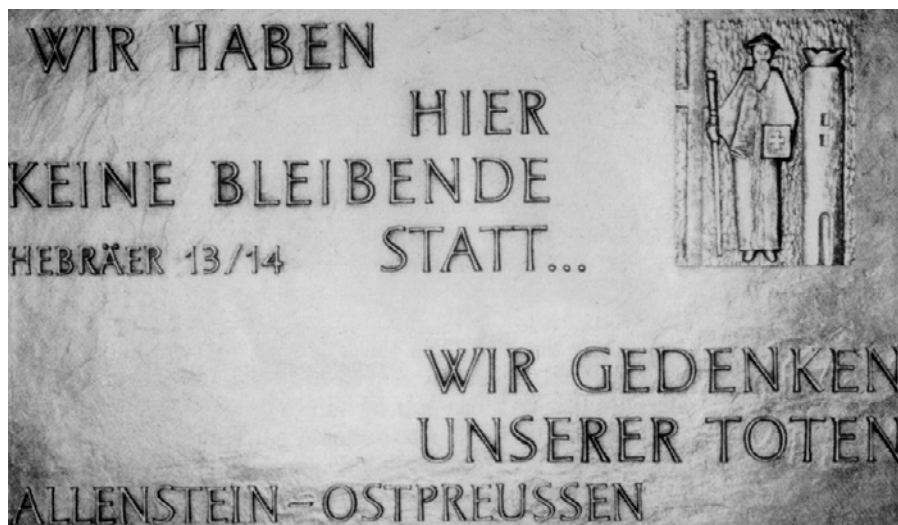
- 85 Jahre** Ruth Vogg, früher Kaiserstr. 11, jetzt 64569 Nauheim, Im Teich 49, am 25.06.2016
- 84 Jahre** Martin Czogalla, früher Horst-Wessel-Str. 59, jetzt 31535 Neustadt a. Rbg., Ahnser Weg 21
- 83 Jahre** Antonius Zentek, früher Str. der SA 19, jetzt 19348 Perleberg, Pritzwalker Str. 69, am 21.08.2016
- 82 Jahre** Johannes-Joachim Franke, früher AH-Allee 24b, jetzt 79114 Freiburg im Breisgau, Wiechertstr. 3, am 30.08.2016
- 80 Jahre** Ursula Hannack, geb. Senkowski, früher Wadanger Str. 18, jetzt 19055 Schwerin, Schelfstr. 6, am 08.07.2016
- Klaus Petrikowski, früher Horst-Wessel-Str. 2 (Langseesiedlung), jetzt 14473 Potsdam, Hans-Marchwitza-Ring 7, am 07.05.2016
- Eva-Maria Hagemann, geb. Wagner, früher Bahnhofstr. 16a, jetzt 65191 Wiesbaden, Nauroder Str. 36a, am 18.03.2016
- Wolfgang Czolbe, früher Oberstr. 11 u. ab 1943 Kleeberger Str. 30, jetzt 22844 Norderstedt, Matthias-Claudius-Weg 15, am 24.03.2016
- 79 Jahre** Helmut Zentek, früher Str. der SA 19 / Langemarkplatz, jetzt 31535 Neustadt, Max-Planck-Str. 63, am 14.10.2016
- 78 Jahre** Rosemarie Skapczyk, geb. Franke, früher AH-Allee 24b, jetzt 170 Baronwood Court, Brampton/Ontario CDN L6V 3H8, am 15.10.2016
- 77 Jahre** Brigitte Schlegel, geb. Biernat, früher Bachstr. 7, jetzt 18107 Rostock, Binzer Str. 30, am 05.10.2016
- 75 Jahre** Heidi Walter, geb. Petrikowski, früher Horst-Wessel-Str. 2, jetzt 96050 Bamberg, Theodor-Heuss-Ring 11, am 16.05.2016

Suchanzeige

Wer kannte Familie Anton von Drews (Ehefrau Cäcilia Martha, geb. Schappler; Kinder: Anton, Elisabeth (evtl. verst. auf der Wilhelm Gustloff) und Alfons, Jahrgang 1918? Anton von Drews hatte eine Manufaktur für Arbeitsschuhe. Die letzte Meldeadresse seines Sohnes, Alfons von Drews, (wohl in den frühen 1940er Jahren) war Richtstraße 3, Allenstein.

*Richard von Drews, Morsteiner Weg 29, 74582 Gerabronn,
Tel. 07952/6592, richard.von.drews@t-online.de*

Wir gedenken



Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen

- Kurt Horst Waschkau** 5-Jahresgedächtnis, geb. 18.01.1920, verst. 03.02.2011, Tambourmajor im Allensteiner Spielmannszug, im Krieg zeitweise der Fahrer vom Generalfeldmarschall Erwin Rommel
- Edelgard Kiewitt** geb. Schacht am 18.05.1932, verst. 26.12.2015, früher Gartenstraße, zuletzt wohnhaft in 42799 Leichlingen, Montanusstr. 8, angezeigt von Ehemann Helmut Kiewitt, 65 Jahre verheiratet am 23.12.2015
- Artur Wildenau** geb. 29.11.1930, verst. 11.01.2016, früher Jakobstr., zuletzt wohnhaft in 30916 Isernhagen, Isernhagener Str. 28, angezeigt von Vetter Alfons Wildenau, Wolfsburg
- Waltraud Brandis** geb. 31.07.1934 in Reußen, verst. 19.12.2015, zuletzt wohnhaft in 30655 Hannover, Kubinhof 4,
- Ruth Schwarz** geb. Nowitzki am 28.02.1922, verst. 24.12.2015, früher Tannenbergstr. 22, zuletzt wohnhaft in 57072 Siegen, Am Stadtwald 36, angezeigt von Tochter Dr. Ingrid Schwarz

- Georg Kowalewski** geb. 13.11.1927, verst. 15.09.2015, früher Warschauer Str. 45, zuletzt wohnhaft in 44791 Bochum, Parallelstr. 10-12
- Adelheid Kleber** geb. Kowalewski am 13.11.1927, verst. 22.10.2015, früher Warschauer Str. 45, zuletzt wohnhaft in 44803 Bochum, Glockengarten 38,
- Irmgard Meißner** geb. Koriath am 20.05.1925, verst. 29.08.2015, zuletzt wohnhaft in 31141 Hildesheim, Blauer Kamp 48, angezeigt von Hartmut Werner
- Renate Poweleit** geb. Konietzka am 18.08.1932, verst. 18.04.2015, zuletzt wohnhaft in 92637 Weiden/Oberpfalz
- Elfriede König** geb. Schaak am 01.06.1926, verst. 26.08.2015, zuletzt wohnhaft in 33803 Steinhagen, Rostocker Str. 23, angezeigt von Sohn Carsten
- Christa Würzburg** geb. 23.12.1923, verst. 13.03.2015, zuletzt wohnhaft in 37073 Göttingen, Am Goldgraben 24
- Richard Lorkowski** geb. 24.09.1929, verst. 31.10.2015, früher Allenstein, zuletzt wohnhaft in 55471 Biebern, Raiffeisenstr. 16, angezeigt von Ingeborg
- Heinrich Piefkowski** geb. 11.06.1925, verst. 31.10.2015, früher Immen-dorfer Str./Str. d. SA, zuletzt wohnhaft in 57290 Neunkirchen, Am Birkenwald 1, angezeigt von Schwester Erika Schnipper
- Ilse Welsch** geb. Krüger, am 03.03.1926, verst. 11.10.2015, zuletzt wohnhaft in 27711 Osterholz-Scharmbeck, Bahnhofstr. 12
- Horst Weichert** geb. in Osterode, verst. 29.01.2016, zuletzt wohnhaft in 44267 Dortmund, Am Hang 16
- Angela Mattenkloft** geb. Witt am 20.03.1929, verst. 21.12.2015, früher Nickelsdorf, Kreis Allenstein, zuletzt wohnhaft in 59555 Lippstadt, Gorch-Fock-Str. 24, angezeigt von Sohn Rainer Mattenkloft
- Elfriede Hense** geb. Wendt am 30.07.1922, früher Hinterkirchenstr. 13, verst. 14.12.2015, zuletzt wohnhaft in 44791 Bochum, Zur Wegschere 70.
E. Hense war viele Jahre in unserer Geschäftsstelle tätig und hat sich bei den Allensteinern durch ihre Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft großes Ansehen erworben.

Programm 61. Jahrestreffen

Vom 09.-11. September 2016 in Gelsenkirchen / Schloss Horst*

FREITAG,
09. SEPTEMBER 2016

15.00 Uhr Hotel ibis
Stadtversammlung

19.00 Restaurant Dubrovnik
Zwangloses Beisammensein

SAMSTAG,
10. SEPTEMBER 2016

10.45 Uhr Propsteikirche
Ökumenische Gedenkandacht

11.00 bis 12.00 Uhr Heimatmuseum
Unser „Treudank“ lädt zum Besuch ein

13.00 Uhr Schloss Horst
Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände

15.00 Uhr Glashalle Schloss Horst
Feierstunde, musikalisch gestaltet durch den
Bläser- und Posaunenchor Erle

Begrüßungsansprachen
Vorsitzende der Stadtgemeinschaft
und der Kreisgemeinschaft

Ansprachen
Vertreter der Stadt Gelsenkirchen
und der Stadt Allenstein/Olsztyn

17.00 Uhr
Tanz und Unterhaltung
mit Andreas Kokosch

24.00 Uhr
Ende der Veranstaltung

SONNTAG,
11. SEPTEMBER 2016

10.00 Uhr Propsteikirche
Katholischer Gottesdienst

10.00 Uhr Altstadtkirche
Evangelischer Gottesdienst

*Schloss Horst, Turfstr. 21, 45899 Gelsenkirchen

Vorstand der Stadtgemeinschaft und Mitglieder der Stadtversammlung

Vorstand

Vorsitzender:

Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim

Stellv. Vorsitzender:

Stefan Hein, Flöz Sonnenschein 37, 45886 Gelsenkirchen

Schatzmeister:

Bruno Mischke

Alter Weg 68, 47918 Tönisvorst

Weitere Mitglieder der Stadtversammlung

Christel Becker

Sassenfelder Kirchweg 85, 41334 Nettetal

Dr. Peter Herrmann

Kallbergstr. 93, 50765 Köln

Artur Korczak

Josef-Schröder-Str. 5, 33098 Paderborn

Reinhold Krause

Prinzenstr. 36, 39576 Stendal

Thomas Nowack

Hafenstr. 2 a, 46117 Oberhausen

Kristine Plocharski

Grunwaldska 20 A/3, 10-124 OLSZTYN, POLEN

Felix Poschmann

Mardalstr. 16, 30559 Hannover

Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

Auch 2016 befindet sich das Ostpreußische Landesmuseum noch in seiner Erweiterungs- und Modernisierungsphase und ist daher teilweise geschlossen. Die Dauerausstellungsfläche wird auf mehr als 2.000 qm erweitert und heutigen Zielgruppen und Fragestellungen angepasst. Ebenso werden ein angemessener Vortragssaal, größere und schönere Räume für die Museumspädagogik, erweiterte Depot- und Werkstattflächen, zur Verfügung stehen. Die Rahmenbedingungen für die länderübergreifende wissenschaftliche Arbeit werden durch neue Arbeitsplatzausstattungen und einen Konferenzraum ebenfalls verbessert.

Die Eröffnung der neuen Dauerausstellung ist für Anfang 2017 vorgesehen. Als neue Bestandteile kommen eine „Deutschbaltische Abteilung“, sowie Themen und Module zur „Integration der Vertriebenen“ sowie „Ostpreußen/Baltikum heute“ hinzu.

Bereits jetzt erfolgt der Zugang zu Museumscafé und Museumsladen, zum Brauereimuseum und den Ausstellungen durch das 500 Jahre alte „Scharffsche Haus“ von der Heiligengeiststraße, also direkt in der berühmten Altstadt Lüneburgs.

Ausstellungen und Veranstaltungen

- | | |
|-------------------|--|
| 11.06. - 28.08.16 | Backsteinarchitektur des Ostseeraums – Neue Perspektiven der Forschung
Eine Ausstellung der Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen |
| 10.09. - 30.10.16 | Der Schreiadler im Focus
Eine Ausstellung der Deutschen Wildtierstiftung |
| 04.11. - 06.11.16 | Museumsmarkt |

Änderungen vorbehalten.

Ostpreußisches Landesmuseum, Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg

Öffnungszeiten: Di – So 10 – 17 Uhr

Tel.: 04131 – 75 995-0, Fax: 75 995-11, info@ol-ig.de

www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

- 04.06. – 21.08.16 Der Tiermaler Dieter Schiele – Pferde und Jagd
03.09.16 – 05.03.17 800 Jahre Deutscher Orden in seiner Residenz Ellingen
19./20.11.2016 21. Bunter Herbstmarkt

Kabinettausstellungen

- Januar - April 2016 Vom Zauber alter Städte – Ermland und Masuren
Mai - Sept. 2016 500 Jahre Reinheitsgebot: Bier und Brauereien in Ostpreußen damals und heute
Okt. – Dez. 2016 Land der vielen Himmel – Memelländischer Bilderbogen
Die Fotosammlung Walter Engelhardt

Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte in Ost- und Westpreußen

- | | |
|---------------------------------|--------------------------------|
| Stuhm, Schloß | Pr. Holland, Schloß |
| Goldap, Haus der Heimat | Rastenburg, I. Liceum |
| Johannisburg, Städt. Kulturhaus | Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus |
| Lyck, Wasserturm | Saalfeld, Stadtverwaltung |
| Lötzen, Festung Boyen | |

Ganzjährig Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur Ostpreußens im
Altvaterturm auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald

Änderungen vorbehalten.

Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstr. 9, 91792 Ellingen

Öffnungszeiten: April bis September Di - So 10-12 und 13-17 Uhr

Oktober bis März Di - So 10-12 und 13-16 Uhr

Tel.: 09141 – 86 44 0, Fax: 86 44 14, info@kulturzentrum-ostpreussen.de

www.kulturzentrum-ostpreussen.de

Hinweise der Redaktion

Redaktionelle Beiträge

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge spätestens bis zum 30. April bzw. 31. Oktober per Post an die Geschäftsstelle oder an StadtAllenstein@t-online.de zu übersenden. Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion berechtigt ist, Änderungen und Kürzungen vorzunehmen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung zu bestimmen. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen fügen Sie bitte Porto bei. Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn eine Antwort sich verzögert; auch die Mitglieder der Redaktion arbeiten ehrenamtlich.

Geburtstage ab 70 Jahre

Für die Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Die Redaktion geht davon aus, dass die Genannten mit der Veröffentlichung einverstanden sind. Die im Juli bis Dezember liegenden Geburtstage bitte bis 30. April und die im Januar bis Juni des folgenden Jahres liegenden bis 31. Oktober einsenden.

Familienanzeigen, Änderungen der Anschrift, Bestellung AHB

Bitte verwenden Sie für alle Anzeigen den eingefügten Vordruck. Um Fehler zu vermeiden, schreiben Sie bitte möglichst deutlich und übersichtlich.

Spenden

Für die Aufnahme in die jährliche Spenderliste wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Nachnamen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

Der Heimatbrief ist Deine Brücke zur Heimat.

Nur Deine Spende kann ihn erhalten!

Volksbank Ruhr Mitte, BIC GENODEM1GBU

IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00

Vordruck für Anzeigen

Geburtstag

Bitte die im 2. Kalenderhalbjahr liegenden Geburtstage bis Ende März und die im 1. Kalenderhalbjahr des folgenden Jahres liegenden bis Ende Oktober ein-senden.

Alter	
Vorname Name Geburtsname	
Adresse in Allenstein	
Heutige Adresse	
Datum des Geburtstags	

Todesfall

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum Sterbedatum	
Adresse in Allenstein	
Heutige Adresse	
Angezeigt von	

Änderung der Anschrift

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Alte Anschrift	
Neue Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

Bestellung des Heimatbriefs

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

Bitte heraustrennen, ausfüllen und im Umschlag einsenden an:
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen

Rafał Bętkowski

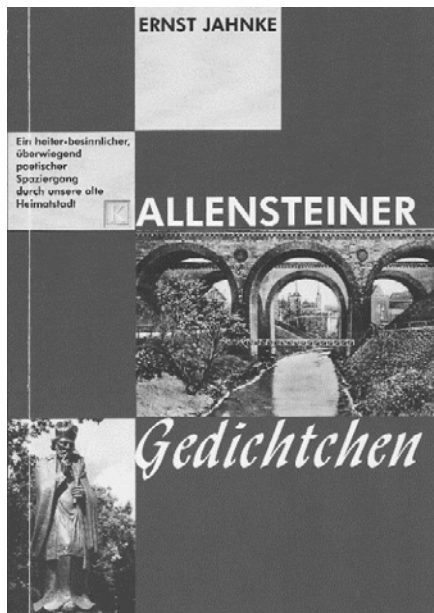
Altenstein

wie man es
nicht kennt





Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die zahlreichen Fotos werden ausführlich erläutert und durch eine Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel und einen Stadtplan ergänzt. Eine historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte rundet das Bild ab.



Der Verfasser führt uns durch die Stadt seiner Jugend zu seinen Lieblingsplätzen und beschreibt in humorvollen Versen, ergänzt durch Abbildungen und kurze Texte, Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten unserer Heimatstadt.

Beide Bücher ergänzen einander und vermitteln dem Leser einen umfassenden Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen helfen, die Erinnerung zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön unser Allenstein einmal war. Sie sind auch im Doppelpack erhältlich.

Archivmaterial aus Nachlässen bewahren!

Werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen Urkunden, Karten, Bilder und Bücher aus der ostpreußischen Heimat nicht in den Müll.

Stellen Sie diese Unterlagen bitte der Stadtgemeinschaft zur Verfügung.

Angebote unserer Stadtgemeinschaft

	Euro
Geschichte der Stadt Allenstein von 1348 – 1943 von Anton Funk	64,00
Patenschafts-Chronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,00
Telefonbuch von Allenstein 1942, gedruckt	2,50
Telefonbuch von Allenstein 1942, auf CD	5,00
Berichte über die Luisenschule	1,00
Stadtplan von Allenstein, schwarz-weiß	1,00
Aufkleber, Allensteiner Stadtwappen	1,00
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Alenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmenger	7,50
Alensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	7,50
Beide Alensteiner Bände im Doppelpack	12,00
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	10,00
Arzt auf verlorenem Posten von Dr. Paul Mollenhauer	5,00
Alenstein wie man es nicht kennt von Rafal Betkowski	25,00
Die vier Jahreszeiten in Ermland und Masuren von M. Wieliczko	7,00
20 Große Preußen, Lebensbilder preußischer Persönlichkeiten	6,00
Die Prußen - Die alten Bewohner Ostpreußens	3,00
Ostpreußen – Was ist das?	1,00

Als Vierfarbendruck

Stadtplan von 1940	4,00
Stadtkarte Allenstein, gez. von H. Negenborn	4,00
Kreiskarte Allenstein Stadt und Land, gez. von H. Negenborn	5,00
Vier Aquarelle Alensteiner Motive, Reproduktionen DIN A3, pro St.	1,50
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 12. Auflage	14,50
Touristische Landkarte, Ermland und Masuren, Maßstab 1:250.000, zweisprachig polnisch/deutsch	8,00
Farbiger Stadtplan des alten Allenstein von 1913 (50 x 75 cm)	9,00
Kleiner Stadtführer von Allenstein	3,00

Hinzu kommen die Kosten für Verpackung und Porto.

Ihre schriftliche Bestellung senden Sie bitte an StadtAlenstein@t-online.de
oder Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen

Impressum

Herausgeber

Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., www.StadtAllenstein.de

Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim, Tel. (02225) 700 418

Redaktion

Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41334 Nettetal 1, Tel. (02153) 5135

Hanna Bleck, Lüdinghauser Straße 69, 48249 Dülmen, Tel. (02594) 5551

Bruno Mischke, Alter Weg 68, 47918 Tönisvorst, Tel. (02156) 8519

Geschäftsstelle

Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen Telefon (0209) 29 131, Fax (0209) 40 84 891

E-Mail: StadtAllenstein@t-online.de

Die Geschäftsstelle und das Heimatmuseum „Der Treudank“ sind am Dienstag (Thomas Nowack) von 10.00 Uhr bis 13.00 Uhr geöffnet.

Spenden für den AHB

Volksbank Ruhr Mitte, IBAN DE79422600010501025900, BIC GENODEM1GBU

Erscheinungsweise

Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten

Auflage

2.200 Exemplare

Herstellung

DCM Druck Center Meckenheim

Lesen Sie die PAZ vier Wochen lang zur Probe!

Als Dankeschön dafür erhalten Sie die Lebensgeschichten von 20 großen Preußen oder abonnieren Sie jetzt die PAZ für ein Jahr und erhalten das einzigartige ostpreußische Schlemmerpaket als Prämie (nur solange der Vorrat reicht).

Kritisch, konstruktiv, Klartext für Deutschland.

Bestellen Sie jetzt:

Abo für 1 Jahr (132€ inklusive Versand im Inland).

Eine wertvolle Prämie ist Ihnen sicher!

Die PAZ 4 Wochen kostenlos zur Probe

(endet automatisch).

Preußische Allgemeine Zeitung

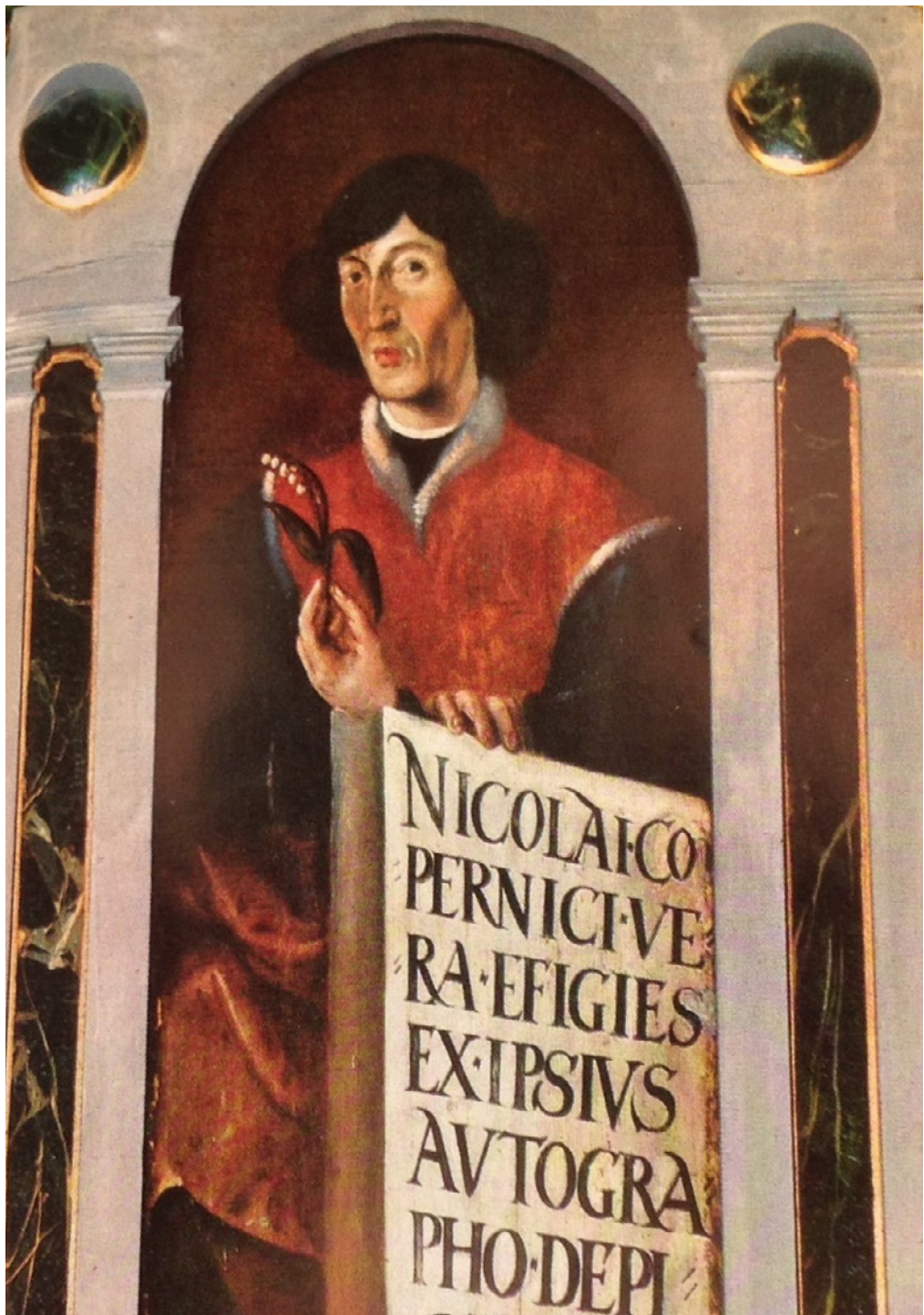
Buchtstraße 4, 22087 Hamburg

Tel: 040 414008-42

E-Mail: vertrieb@preussische-allgemeine.de



Preußische Allgemeine Zeitung.
Die Wochenzeitung für Deutschland.



NICOLAICO
PERNICIVERA EFIGIES
EX IPSIVS
AVTOGRA
PHO DEPI



Jerzy GÓRAL
OŚCZYTOWSKI
PRZED NAJLEŻDZĄ
KRZYŻACKĄ
WIELKIM POLAKOM
INTELIGENT
KOPERNIKOWI
WZROZEM ROJACI